

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Das österreichische Kaiserpaar, von Eduard Mauthner (mit Illustration). — Die Nichte Mazarin's. Historische Novelle von A. C. Brachvogel. — Gedanke mein! — Das helle Fenster, von R. V. Heigel (mit Illustration). — Lied und Ton, von Emanuel Geibel (mit Illustration). — Alma von Goethe, von R. Neumann-Sirela (mit Illustration). — Zur Pflege der Augen. — Was heißt Schulbildung? von J. Rodenberga. — Die fliegenden Esel von Empoli. — Der Blumentisch im Winter, von Paul Corauer. — Die Zeichensprache. — Die Mode, von Veronika v. G. — Ueber Braten und braten. — Höflichkeit-Aufgabe. — Räthsel. — Mode-Übergriffe. Illustration von Wilhelm Scholz. — Gedanken einer Frau. — Wirthschafts-Plaudereien. — Modenbild, nebst Beschreibung. — Nebus, von Wilhelm Scholz. — Schach-Aufgabe, von Paul Morphy. — Auflösungen des Nebus und der Charade Seite 424. — Correspondenz.



Das österreichische Kaiserpaar:
Biographische Skizze.

Das Auge des Fremden, der an schönen Frühlings- oder Herbstnachmittagen die schattigen Alleen des Wiener Praters durchstreift, erblickt wol dann und wann, wie eine blendende Vision, eine glänzende Cavalcade, die auf eblen Rossen pfeilschnell vorüberfliegt. Voran auf einem hohen englischen Renner, meist von brauner Farbe, eine junge Dame, in einfachem, dunklem, langherabwallendem Reithabit, ein rundes Federhütchen leicht auf das Haupt gestülpt, die Wangen geröthet von dem schnellen Ritze: die glücklichste Phantasie de Dreur's hat niemals ein reizenderes Amazonenbild geträumt. Die regelmässige und doch wunderbar belebte Schönheit der Züge, das leuchtende Auge, die schlankte, elastische und zugleich majestätische Gestalt, der Adel der Haltung und die vollendete Meisterchaft in der Führung und Beherrschung des Thieres graben dieses Bild mit unvergänglichen Zügen der Erinnerung ein. An der Seite dieser Dame sprengt meist in der Uniform eines Cavallerie-Obersten in der ritterlichsten Haltung ein großer und schlanker junger Mann, mit blondem Schnurr- und Badenbarte und mit ern-

flem, aber wohlwollendem Gesichtsausdruck. Ein englischer Stallmeister in einfachem braunen Frack und hohen Reiterstiefeln und hinter demselben drei Reitknechte in drapirter silberborbierter Livree und ganz weiße prächtige Lippizaner Schimmelreitend, folgen im schärfsten Trab dem voraussprengenden Kaiserpaare — dem Kaiser und der Kaiserin von Oesterreich. Wir wollen nun hier eine flüchtige biographische Skizze der österreichischen Majestäten geben, die selbstverständlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann.

Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich, wurde am 18. August 1830 in der Hofburg zu Wien geboren. Als ältester Sohn des kunstsinigen und menschenfreundlichen Erzherzogs Franz Karl, Bruder des Kaisers Ferdinand des Gütigen, und der geistvollen Erzherzogin Sophie, einer geborenen königlichen Prinzessin von Bayern, war Erzherzog Franz Joseph schon bei seiner Geburt, da sein Oheim Ferdinand kinderlos war, zum Throne bestimmt, und erhielt seine Erziehung eine dieser hohen Bestimmung entsprechende Richtung. Der junge Prinz lernte alle Idiome des weiten Reiches, das er einst zu regieren berufen war, geläufig sprechen und schreiben, er studirte die Militär- und Staatswissenschaften, er vervollkommnete sich in allen körperlichen und ritterlichen Übungen.

Im Jahre 1848 begab sich der damals achtzehnjährige thätigste Prinz, der Oberst und Inhaber eines Dragonerregiments, wie man sagt ohne Wissen und Erlaubnis seiner Aeltern, auf den Kriegsschauplatz nach Italien, und legte dort, unter den Augen des greisen Feldmarschall Radetzky, seltene Beweise von Ehatenmuth und persönlicher Tapferkeit ab. Noch dasselbe Jahr sollte den jungen Obersten als Kaiser von Oesterreich sehen. Die Ereignisse, welche die Abdankung Kaiser Ferdinand's und die Thronbesteigung Franz Joseph's I. den Völkern Oesterreichs kundmachte. „Lebe wohl, Jugend!“ soll der damals 18jährige Monarch ausgerufen haben, und wenn man die erste und gefahrvolle Lage des Reichs, dessen Regierung Kaiser Franz Joseph antrat, in's Auge faßt, so war dieser Ausruf ein nur zu gerechtfertigter. Muthig und entschlossen ging der jugendliche Monarch an sein schweres Werk, und widmete sich mit der ganzen unermüdbaren Arbeitskraft, die er in seltenem Maße besitzt, der inneren Organisation des weiten Reiches.

Am 24. April 1854 fand die Vermählung des Kaisers mit seiner Cousine Elisabeth Amalia Eugenia Herzogin in Bayern statt. Diese Ehe war ein wahres Herzensbündniß, und die Geschichte der Verlobung und des Bräutigamsstandes des Kaisers ist ein reizendes Noell. In Fischl, jenem herrlichen Juwel Oesterreichs war es, wo der Kaiser bei einer kleinen intimen soiree dansante, welche seine Mutter, die Erzherzogin Sophie gab, seine schöne Cousine zum ersten Male sah. Sie reichte ihm bei einer Tanzfigur des Cotillons schüchtern einen kleinen Strauß von Alpenrosen und Edelweiß dar. Der Kaiser war von der Schönheit und Anmuth der Prinzessin bezauert, er tanzte den ganzen Abend fast ausschließlich mit ihr. „Ich bin verliebt wie ein Lieutenant!“ soll er am andern Morgen ausgerufen haben, und wenige Tage später wurde die Verlobung publicirt. Die Monate, die nun bis zur Vermählung folgten, waren erfüllt von der ganzen Poesie des Bräutigamsstandes. Blitzschnelle Reisen nach Vösendorf, um die hohe Braut zu überraschen, täglicher Briefwechsel, zarte Aufmerksamkeiten, — Alles das hob dieses Verhältnis hoch über die conventionellen Formen hinaus, in welche dasselbe in so hohen Kreisen sonst eingeeignet zu sein pflegt. Drei Sprößlinge entstammen dem beglückten Bunde, von denen leider die älteste, die Erzherzogin Sophie, den zärtlichen Aeltern durch den Tod entzogen wurde. Dafür blühen und gedeihen die Erzherzogin Gisela und der Kronprinz Rudolph um so herrlicher. Kronprinz Rudolph ist übrigens der erste deutsche Fürst der im kaiserlichen Purpur, als direkter kaiserlicher Kronprinz geboren wurde. Das deutsche Kaiserreich war ein Waisentum, und es konnte daher von einem deutschen Kronprinzen nicht die Rede sein. Als Kaiser Franz der deutschen Kaiserwürde entsagte und die österreichischen Erblande zum Kaiserthume erhob, war aber sein Erbe Ferdinand bereits geboren, und als Kaiser Franz Joseph geboren wurde, stand noch sein Vater Franz Karl zwischen ihm und dem Throne. Ein Rudolph von Habsburg ist also der erste im kaiserlichen Purpur geborene deutsche Fürst, und wer würde nicht ein günstiges Vorzeichen darin sehen, daß derselbe den Namen des großen Gründers der österreichischen Dynastie trägt? Noch einmal 1859 rief das Geschick den Kaiser aus dem Schooße seiner Familie und von den Arbeiten des Friedens hinaus auf das Schlachtfeld. Der italienische Krieg von 1859 fand den Kaiser wieder an der Spitze seines tapfern Heeres, als leuchtendes Beispiel persönlichen Muthes. Als bei Solferino ein Grenzerregiment, dessen Mannschafft fast ausschließlich aus Familienvätern besteht, im Angriffe etwas zögerte, ritt der Kaiser an dasselbe heran und führte es mit den Worten: „Muth! ich habe Weib und Kind zu Hause! Mir nach Grenzer!“ in das Feuer.

Der Kaiser ist von hoher schlanker Gestalt, hat lichtbraunes Haupthaar und blonden Schnurr- und Badenbart. Sein ernstes und wohlwollendes Gesicht, das beim Sprechen durch einen unendlich gewinnenden Ausdruck verschönt wird, hat den habsburgischen Typus, jedoch nicht in allzu ausgesprochener Weise. Der Kaiser ist eben so unermüdblich im Arbeiten als in körperlichen Übungen. Er steht Sommer und Winter sehr zeitig auf und geht früh zu Bette, er ist unendlich mäßig im Essen und Trinken. Ein ausgezeichnete Schütze, ein kühner Bergsteiger, ein vortrefflicher Reiter, ist die Jagd und zwar vorzüglich die beschwerliche und gefahrvolle Gebirgsjagd, sein Lieblingsvergnügen. In den Hochgebirgen Oesterreichs und Steiermarks bringt er oft die kurzen Nachstunden nur von einem Abjantanten und einem Diener begleitet in irgend einer einsamen Alpen- oder Jagdhütte zu, um beim ersten Morgenschein die Gemse oder den Auerhahn zu beschleichen. Bei diesen Jagdausflügen trägt der Kaiser immer das ungemein fleißige und bequeme Costüm eines steirischen Gebirgsjägers, die graue, grün ausgefahrene Lodenjoppe, die kurzen, ledernen Weinkleider, die nageelgeschlagene Wundschuhe, den spitzen, grünen Hut mit der Spielhahnenfeder, den Waidjack auf dem Rücken und die Büchse auf der Schulter. Nach einem beschwerlichen Jagdtag wird dann die Nacht zur Rückkehr mittelst Eisenbahn nach Wien benutzt; am Morgen kaum angekommen steigt der Kaiser vielleicht zu Pferde, um Truppen die Revue passieren zu lassen, präsidirt im Laufe des Vormittags einem Ministerrathe und empfängt vielleicht noch hundert Menschen in Audienz, die er ausnahmslos mit jener sympathischen Aufmerksamkeit anhört, welche ihm die Herzen Aller gewinnt, die jemals das Glück hatten mit ihm in persönliche Berührung zu kommen.

Die Kaiserin, deren persönliche Erscheinung wir im Beginne dieser Zeilen zu schildern versuchten, ist die zweitälteste Tochter des

Herzogs Maximilian in Bayern, jenes geistvollen, musikalisch- und poesieliebenden Fürsten, der sich unter dem Pseudonym „Phantastus“ mit so vielem Glücke auf literarischem Gebiete bewegt hat, und der Prinzessin Lubovika, Tochter des Königs Maximilian Joseph von Bayern und Schwester der Erzherzogin Sophie, Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl und Mutter des Kaisers Franz Joseph. In Schloß Rössenhofen, an den reizenden Ufern des Starenberger Sees bei München den 24. December 1837 geboren, ahnte Prinzessin Elisabeth, die in aller Pracht des Körpers und Geistes emporblühte, wol kaum das hohe und glänzende Geschick, für das sie bestimmt war. Die Geschichte ihres Brautstandes haben wir bereits erzählt und wir haben nur noch zu berichten, daß eine jahrelange Krankheit, die der Kunst der Aerzte und dem Einflusse des milden Klimas von Madeira, Corfu und Venedig zu trotzen schien, den Kaiser und die Völker die bange Furcht eines unersehblichen Verlustes fühlen ließ, bis es dem Arzte ihrer Kindheit und Jugend, dem Hofrath Doctor Fischer aus München gelang, die hohe Frau dem Leben und der vollen Frische der Gesundheit wiederzugeben, zum Jubel der Völker Oesterreichs, welche die Schönheit, Anmuth und Herzengüte der Kaiserin entzückt und bezauert. Möge der Himmel dem edlen Paare noch eine lange Reihe von Jahren schenken, möge die Sonne des österreichischen Glückes hoch stehen über allen Völkern des Firmaments, und möge Kaiser Franz Joseph erst spät seinem Sohne sein unvergängliches Werk, das neue, große, denmalgeschmückte Wien, und das neue große, durch „vereinte Kräfte“ starke und glückliche Oesterreich hinterlassen!

[1882]

Eduard Mauthner.

Die Nichte Mazarin's.

Historische Novelle von A. E. Brachvogel.

Am 12. October 1652 betrat Ludwig XIV. als siegreicher Herrscher wiederum das demüthig um „Brot und Frieden“ bittende Paris, aus dem er einst, von Gefahren umdrängt, fast wie ein Flüchtling entweichen mußte. Durch Turenne's, Hoquincourt de Brège's und St. Roche's treue Waffen, noch mehr durch die eigene Klugheit und Liebenswürdigkeit, welche er zu Pontoise den Deputirten der Parlamente und Municipalitäten entgegen trug, hatte er den „nichtswürdigsten aller Bürgerkriege“, wie die Geschichtschreiber ihn nennt, den Krieg der Fronde, beendet, welcher mit kurzen Unterbrechungen fast zwanzig Jahre das Land verwüstet, und an dem Ludwig's XIII. sowie Anna von Oesterreichs Kraft zu Schanden geworden waren. Die feindliche Familie Orleans mit ihrem stolzen, feudalen Anhang, die wilden Geschlechter der Bouillon, Montmorency, Longueville, Gondi und Mohans waren entweder dahingerafft verbannt oder für ewig unter den Scepter eines Königs gebeugt, der sich mit 17 Jahren bereits als größtes Herrschergeheimnis des damaligen Europa erwiesen hatte. Der Bürgerkrieg in seinen Intrigen, seinem blutigen Würfelspiele, hatte ihn frühzeitig zum Manne gemacht, das Unglück alle seine großen Anlagen gereift. Wenig bisher an sich selbst denkend, ganz der Wiedergewinnung und Beruhigung des Landes, den Lehren eines Turenne und Colbert hingegeben, brachte er ein feuriges, noch unentwehtes Jünglingsherz auf den besetzten Thron seiner Väter, und wenn ein Regent jemals zum höchsten Maße irdischer Größe und innerer Glückseligkeit berufen schien, war es gewiß Ludwig XIV.

Am 3. Februar 1653 hielt Kardinal Mazarin, der einst so Verhaßte, der intriguenreiche Parteigänger des absoluten Königthums, seinen Einzug in Paris, nachdem er zwei Jahre verbannt gewesen. Sein Empfang war mehr als königlich. Das Volk, welches ihn vordem mit allen erdenklichen Schmähungen überhäuft, gefiel sich jetzt in seiner Vergötterung. Der König, die Königin-Mutter und der ganze Hof kamen ihm bis zur Brücke von Neuilly feierlich entgegen. Ludwig umarmte den Kardinal und führte ihn im eigenen Wagen pomphaft in die blumengeschmückte, rauschende Residenz. — Jener Augenblick des Empfangs an der Neuilly-Brücke wurde zugleich für das Herz des jungen Monarchen verhängnißvoll!

Unter dem kleinen Hofstaate nämlich, welcher dem Kardinal, treu seine Verbannung theilend, von Lüttich und Sedan gefolgt war, befanden sich auch die Schwestern Mancini, seine fünf lieblichen Nichten, junionische Gestalten mit italienischem Teint und leuchtenden Augen. — Gewiß hatte Hortense, die Älteste, die vornehme Würde, den königlichen Blick, den stolzen Namen einer Römerin aus des Augustus Tagen, und jeder ihrer drei nächsten Schwestern war von der Natur irgend ein besonderer Reiz verliehen, welcher bei Hofe Glück machen mußte, Marietta aber, die Jüngste, stellte sie Alle in Schatten. Kleiner, zarter gebaut und voller als ihre Schwestern, wurden ihr grazioses Haupt, ihr Nacken und ihre Schultern von einem schlängelnden Heer schwarzer Locken umwallt. Ihr kleiner fischgröther Mund schien nur zum Lächeln geschaffen, unter hohen Brauen aber glänzte ihr schwarzes Augenpaar, schalkhaft und zürlisch zugleich. Wenn sie diese beiden dunklen Sonnen mit ihrer magischen Gewalt auf den Sprechenden richtete, dann die langen Wimpern niederschlug, und sich das steigende Roth auf Wangen und Stirn wie eine Rosenfluth ausgoß, dann schien sie die Zauberin einer Kleopatra, Semiramis und Sibir zu vereinen, welche allein Pierre Mignard's unsterbliche Meisterhand zu vereinen gewußt hat. Ludwig XIV. brauchte sie nur einmal zu sehen, um sie mit der ganzen Inbrunst der ersten und der heiligsten: der Jugendliebe zu lieben! Da Mazarin als erster Minister wiederum an der Spitze der Regierung stand, waren die Mancini's, außer der alternden Königin-Mutter, die gefeiertsten Damen des Hofes, an welche sich schmückend alle Wenden, welche das Wohlgefallen des Cardinals zu erlangen wünschten. Selbst dem stolzeften Pair ersahen die Möglichkeit, sich mit einer Nichte des Gewaltigen zu verbinden, als ein wahres Glück, das er kaum zu träumen wagte! Lag doch das Schicksal des niedergeworfenen Adels jetzt ganz in des Italiener's Hand. — Die Gelegenheit, sich Marietten zu nähern, wurde natürlich dem Könige nicht schwer, und zu spät erst merkte der sonst so vorsichtige Kardinal, welchen Eindruck seine liebliche Nichte auf das Herz des königlichen Jünglings gemacht hatte. Der Argwohn genügte, um das liebende Paar sojglicht mit einer Anzahl von Spionen zu umgeben, welche den Kardinal nur zu bald in den Besitz aller Geheimnisse setzten, welche Ludwig und Marietten betrafen.

Mazarin war von den Franzosen nicht weniger gehaßt, als Richelieu, die Geschichte macht ihm alle die Laster zum Vorwurf, welche sich so leicht aus verzehrendem Ehrgeize und Herrschucht gebären. Seiner Intrigue, seiner kalten Grausamkeit waren zahllose Opfer gefallen, deren Schuld oft genug unerwiesen war; Hinterlist war seine Waffe, Machiavell's Geist sein Dem, und seine Verwaltung, als er erst wieder fest im Sattel saß, oft eben so fehlerhaft wie willkürlich. Niemand vermochte sich von seiner

eigentlichen Religiosität einen rechten Begriff zu machen, oder ihre Wahrhaftigkeit unter dem höchst geschickten äußeren Formwesen zu erkennen, mit dem er sich zu umgeben verstand. Mazarin hatte indeß Religion. Sie bestand in der rückhaltlosen Hingebung an seinen jungen Monarchen, in dem Glauben, der absoluten monarchische Staat sei das einzige Heil Frankreichs, und dieser Glauben übte er bis ans Ende, aber diese Hingebung, die Glaube war nicht ein Resultat seines tiefedlen Gemüths, sondern ein Product seines Verstandes, der Nothwendigkeit, die ihm zugleich eiserne Lebenspflicht geworden. Diese Hingebung, die Glaube kostete ihn schwere Selbstkämpfe und eine Enttäuung, welche vielleicht um so mehr Tugend genannt zu werden verdient, als sie allein auf seinem starken Willen, seinem Verstande ruhte. Um die Herrschaft seines jugendlichen Königs zu besetzen, die Reste des feindseligen Adels durch Begünstigung unschuldig zu machen und sein Regiment zu besfestigen, wußte er nicht allein den letzten Rest politischen Einflusses der Königin-Mutter auf Ludwig zu besfestigen, sondern auch seine Person und Familie mit der Aristokratie und der königlichen Familie zu verschmelzen. Deshalb hatte er seine Nichte Hortense mit dem Prinzen Louis des großen Condé Bruder, die dritte mit dem Herzog von Orleans, die zweite mit dem Herzog von Nevers verheirathet. Groß der Streit in seiner Seele betreffs Ludwig's und Marietta war, ja daß er einen Augenblick wirklich den Plan, Beide zu vermählen ins Auge faßte, bewies, daß er einmal gegen Anna von Oesterreich unter vier Augen die Aeußerung hinwarf: „Fürchte dich um die Wahrheit, daß der König gar zu sehr (trouffortement) meine Nichte heirathen wolle!“ — Anna von Oesterreich, ohnehin über die Schwärmerung ihres Einflusses bitter, erwiderte mit der ganzen Heftigkeit und dem Stöße ihrer Naturells: „Wäre der König dieser Unwürdigkeit fähig würde ich mich mit meinem zweiten Sohn an die Spitze der ganzen Nation stellen, gegen den König und gegen Euch!“ — Diese Gesinnung seiner Mutter blieb dem Könige kein Geheimniß, obwol Mazarin kein Wort außer Ludwig, bei dem Drohungen nur desto heftigeren Widerstand hervorriefen, beschloß mit Marietten nichts Seringeres, als heimlich im Louvre zu vermählen und am nächsten Tage den staunenden Hofe und Paris diesen selbstherrlichen Act zu verkünden. In allem, auch in der Liebe, war er Autokrat und konnte sich hier auf das Neueste von ihm gefaßt machen. Mazarin hatte das Alles durch seine Spione erfahren, er kannte die Zeit und Art der Vermählung genau. Am Nachmittage, welcher der verhängnißvollen Scene vorherging, lag der Kardinal, eingeschlossen in seine Privatkapelle, auf den Knien, um in eine seltenen Gebete Kraft, Seelenruhe und Klarheit über das Erlangen, was heute zu thun ihm noththat. Wie jener Versuch einfiel den Johannes in der Wüste quälte, so stand neben Mazarin und seinem Gebete noch immer der gleichende Verführer Ergo und küßerte ihm schmückend in's Ohr: „Marietta Mancini Deiner Schwester Kind, wird in einigen Stunden Königin von Frankreich!“ —

Die seine Silberstimme der Bäschglocke von St. Germain das Zeichen, auf welches die Bürger von Paris ihre Häuser schlossen, die Richter löschten und sich zur Ruhe begaben, war längst ertönt, die Notre Dame hatte in dumpfen Klängen das Ave Maria seit einer Stunde schon verkündet, und im Louvre war's finstern und still, nur die Posten der Schweizer ließen in Höfen und Corridoren ihren klirrenden, abgemessenen Schritt vernehmen. Der König, sagte man, war unapfänglich und der Cirkel der Königin-Mutter hatte sich ungewöhnlich früh zurückgezogen, den die hohe Dame war einflüßiger und sorgenvoller als sonst. Er mochte dunkel ahnen, was bevorstand, denn Anjou, ihr zweiter Sohn und Hoquincourt waren bei ihr zu geheimer Unterredung zurückgeblieben. Nach dem Parke zu, in den Privatgemächern des Königs selbst war Licht, und ein geheimnißvolles Treiben. Sein Entrée, das diese inneren Gemächer mit seinem Arbeitszimmer und dem Conferenzsaal verband, war diesmal mit waffneten Gardes besonders stark besetzt, deren Offizier vom Könige selbst den strengsten Befehl erhalten, nur eine bestimmte Anzahl Personen einzulassen, deren Liste er ihm bereits Mittags übergeben hatte. Im Wohnzimmer Ludwig's war ein kleiner Altar errichtet, dessen flammendes Kerzenlicht auf das Bild des Kreuzigten fiel, im Wohnzimmer war ein kleines Souper für acht Personen servirt, in des Königs Garberobe lag ein Messgewand, das des Priesters wartete und das anstosende Cabinet hatte mehr eiligst und geheim in ein Boudoir verwandelt, wo der Braut schmuck ausgebreitet war, welcher die Nichte des Cardinals eine Königin verwandelt sollte. Es war verabredet, daß, sobald die Königin-Mutter ihren Cirkel entlasse, Marietta sich in den Gemächern, die nach Ludwig's Privatgemächern begeben solle. Bereit war Marietta, begleitet von der Marschallin de Brège's, Gräfin St. Roche und der jüngsten Dame der Königin-Mutter, Mademoiselle de la Vallière, einer Freundin Marietta's, eingetroffen auch den Marschall Turennes, dessen Abgott der junge König war, hatte man die höchst gewichtigen Zeugen eingeweiht. Chavigny, der Oberkammerer des Königs, leitete das Ganze.

Ludwig XIV. hatte nicht nur mit hoher Freude und ritterlicher Galanterie die Dame empfangen, welche er zur Königin von Frankreich zu machen entschlossen war, sondern auch im eben so großer Bangigkeit und Anruhe, die zu deutlich verrieth, daß er noch im letzten Augenblicke Gefahr fürchte. Nach kurzer Begrüßung, welche Marietta voll zagenen Erdbens hinnahm, zog sich die Braut mit den übrigen Damen in das Boudoir zurück, um sich königlich zu schmücken. — Die Herren wagten kaum zu flüstern, der König sprach kein Wort, sondern ging auf ab, ängstlich lachend und von Ungebulb verzehrt.

„Das ist unerträglich!“ fuhr er plötzlich halblaut auf. „Unfere künftige Gemahlin muß unfehlbar in wenig Augenblicken zur heiligen Handlung bereit sein, und noch ist Fontanges nicht hier. Er mag sich in Acht nehmen, wenn er bei diesem wichtigen Dienste eine Ungeheuerlichkeit beging, Chavigny!“

„Ich halte das für unmöglich, Majestät! Fontanges eben so klug als treu, und versicherte auch, ehe er ging, Alles zu gut angeordnet sei, um irgend einer Besorgniß Raum zu geben. Bedenken Sie, Majestät, daß Keiner von der Bräutigam der weißen Bänder etwas davon wissen darf als der Prior, der sich nur mit größter Vorsicht und erst, wenn die Kerzenleuchte in den Zellen finkt, entfernen kann, Fontanges muß so lange geduldet werden.“

„So hätte man den Parrer von St. Sulpice oder Germain nehmen können, oder einen anderen Welpriester. Setzen sich nicht genug finden, die für so geringe Mühe gern reiche Prümde erkaufen möchten?“

„Bei keinem, Majestät, war man so sicher, als dem Abte Bülkerlosters, der Convent verbandt der königlichen Gnade. Bei jedem Anderen müßte man aber gewärtig sein, daß die Zeit ihn zwingt, die Eminenz oder Ihre Majestät die Königin-Mutter zu unterrichten und —“

"Gut, gut, aber das Ausbleiben Fontanges beunruhigt mich. Ich glaube zwar nicht an böse Ahnungen, aber dies Zögern ist nicht von Düngelei."

Während sich Herr und Diener also flüsternd unterhielten, trat Marietta Mancini im vollen Brautschmuck nebst den Damen ein. Alle Huld zaghafter Lieblichkeit war über sie ausgebreitet und ihre Nähe verjagte jeden Schatten von Ludwig's Stirn. Er schritt leuchtenden Blickes auf sie zu, ergriff ihre Hand, umfing sie sanft und küßte sie auf die Stirn.

"Ich grüße Sie, Marietta di Mancini, als meine verlobte Braut, die Königin meines Herzens, als die stolze Gefährtin meines Lebens, von Gott bestimmt, es groß, glücklich und segensvoll zu machen! Erweist Ihr Eure Huldigungen, Chevaliers und Damen!"

Auf des Königs Arm gestützt empfing die Holbe die erste Kniebeugung ihrer Umgebung, aber wie eine, die für bergleichen Ceremonien, die Größe des Rangens, zu dem sie erhoben zu werden im Begriff war, keine Gedanken hat. Marietta war ein liebendes Weib, die mit der süßlichen Gluth ihrer Seele nur ein Glück faste, die Liebe Ludwig's.

Während diese Huldigungen halb flüsternd dargebracht und empfangen wurden und der König unruhig bald zur Thür, bald auf Chavigny blickte, entstand von außen ein heftiges Geräusch. Besorgt eilte Chavigny hinaus, kam aber im Augenblick zurück. "Es ist Fontanges mit dem Prior!" sagte er freudig.

Das Antlitz Ludwig's erheiterte sich, sein Herz athmete freier. Lassen Sie Beide augenblicklich eintreten und den ehrwürdigen Mann sein Mestkleid anlegen.

Chavigny verbeugte sich, öffnete die Thür und winkte. Fontanges, des Königs Stallmeister trat ein, ihm folgte ein Mönch im Gewande der weißen Büßenden. Er glied einem wandelnden Gespenst, denn sein Haupt verhüllte der Vork, aus dessen Augenhöhlen sein Auge funkelte. Nichts war sonst von ihm zu sehen, als die mageren weißen Hände, welche aus den Falten des Kleides hervorragen und über der Brust gefaltet den Rosenkranz tragen.

"Folgen Sie mir in jenes Zimmer, Herr Abbé," trat Chavigny leise, "dort finden Sie, was zu der heiligen Handlung nöthig ist!"

Der Mönch machte eine abweisende Geberde, trat auf die Stufen des Altars und zog langsam den Vork vom Gesicht.

"Mazarin!" schrie der König entsetzt auf.

"Ich bin betrogen, Majestät!" schloß Fontanges.

"Es ist der Kardinal!" flüsternten die Uebrigen.

Marietta neigte ihr bleiches Haupt. Mit einem Blicke erschlossen sich ihr alle Folgen dieses Augenblicks, sie wankte.

Der König, selbst zitternd, preßte sie an seine Brust.

"Wohl ist es Mazarin, der statt des Priesters kommt, der meinigeidig genug war, die Befehle Gottes zu vergessen, und der um ein Haar ein Verbrechen begangen hätte, das keine Rufe im Himmel und auf Erden sühnen kann, hätte ich nicht treuere Diener in seiner Nähe gehabt, ihn nicht, ehe er zur Unthat schritt gezwungen, sein Amt mir zu überlassen! Herr von Fontanges vergriff sich semit in der Person! Glaubte das Kind meiner Schwester dem richtenden Auge ihres einzigen Wohlthäters, hoffe mein königlicher Zögling der Wachsamkeit seines Lehrers zu entgehen? Ist ein König von Frankreich so schuldbehaftet, daß er gleich einem Verbrecher, heimlich sein Weib wählen, mit irrdem Gute das Herz eines armen Priesters betören mußte, um ihn zu einer Ceremonie zu verleiten, die er mit reinem Gewissen nicht unternehmen darf?! Verantwortet Dich, Ludwig von Frankreich!"

Ludwig XIV., anfänglich erschreckt und tief beschämt, hatte eine Fassung wieder gewonnen, der königliche Geist empörte sich in seiner Brust, die Furcht, sein Theuerstes zu verlieren, ließ ihm Kräfte. "Eminenz, Wir haben uns bei einem Unterthanen nicht zu verantworten. Vor Gott haben wir uns dieser hohen Frau treu und zu eigen erklärt für's ganze Leben. — Sie wagten, zwischen Unserm Willen zu treten, Unser Geheimniß zu belauschen und Unsere Diener zu verführen, das konnte ungestraft nur ein — Mazarin. Wir wollen Unsere Empörung mäßigen, wollen allein Ihrer früheren Dienste gedenken, ja Uns so weit herbei lassen, Sie als den Dheim Unserer fürstlichen Braut um Verzeihung und Ihren Segen zu bitten, das ist genug für Heinrich's IV. Enkel! Ich will nicht hoffen, daß Sie kamen, einen Entschluß zu hindern, auf welchen ich so wenig verzichte, als ich die Krone wegwürfen mag, die ich trage. Ich hoffe vielmehr, daß Sie die Ehre in Anspruch nehmen wollen, als Diener des apostolischen Stuhles selbst unsere Verbindung zu vollziehen. Wir wollen vor Ihnen als Ihre Kinder knien und Sie sollen uns segnen. Mach's kurz, Chavigny, bring' Seiner Eminenz das Chorhemd!"

"Vermögen Sie sich nicht, Herr von Chavigny. Ich erkläre bei Gott dem Allmächtigen, diese Verbindung wird nicht stattfinden; erkläre, daß Keiner von Uns ohne den König, mich und sich selbst zu beschimpfen, eber von dieser Stelle weicht, als bis Ludwig XIV. Marietten von Mancini entsagte!"

"Vem! Jegesueur!" rief außer sich der König. "Sie überschreiten Ihre Gewalt in solchem Maße, daß mich's wol lachen machen kann! Es gibt nur einen Willen in Frankreich, der meine, was noch von Nöthen ist, das Jawort der Dame, das habe ich. Reizen Sie mich nicht, Kardinal! Und Du, Fontanges, halte Dich bereit, den Kardinal in Gewahrnam zu bringen, damit er Ruhe finde, seinen Ungehorsam zu bereuen!"

Die Versammlung erstarrte vor dem Zorne des Monarchen. "So gehen Sie auch noch einen Schritt weiter, Sire!" und Mazarin ersah das Altarkreuz, "lassen Sie den Führer Ihrer Jugend, der um Sie gelitten und gestritten, als Opfer Ihres Wahnsinns fallen! Wahrlich, König Ludwig wird sein Glück, Marietta Mancini die Krone theuer erkaufen, wenn sie mit dem Blute eines Greises, ihres Dheims zahlen! Ihr Wille, Sire, kann wol Frankreich ins Verderben führen, aber er reicht vor Gott und Welt nicht hin, dies Mädchen zu einer Königin zu machen! Glauben Sie nicht, Sire, daß eine falsche Enttugung mich so sprechen läßt, mein Ehrgeiz unempfindlich sei gegen den Stolz, meine Rechte vom königlichen Purpur umwallt zu sehen; aber weit über diesen Ehrgeiz meiner Brust geht die Liebe zum Haus der königlichen Bourbonen, der Entschluß, dieses kaum befestigte Staatsgebäude für alle Zeiten zu sichern, Sie mein Monarch, als ersten König der Erde allmächtig zu sehen! Marietta krönen heißt den Bürgerkrieg von Neuem hundertfach erwecken, heißt Mutter und Bruder zu Ihren Todfeinden machen, heißt — Sie entthronen! Marietta Mancini ist nicht für den Thron geboren worden — damit ist Alles gesagt! Wählen Sie, Sire, nein, wähle Du, Kind meiner todtten Schwester, ob dies Land, dies Königshaus an Dir zu Grunde gehen soll, weil Du Pflicht und Vernunft über einer Jugendliebe vergahest! Alles, alles, Sire, was ich bin und habe, gehört Ihnen bis zum letzten Hauch, lassen Sie mir nur dieses arme Mädchen, nur das eine Bewußtsein, daß wenn die Welt dem Andenken Kardinal Mazarins flucht und ihn tyrannisch nennt, er es allein für Sie, für Ihre Macht und Ehre, für Frankreichs Größe gewesen!"

Ein Augenblick schreckhafter Stille erfolgte. Der jugendliche König, dessen Ablerbilde den Zertrümmerer seines Glücks zu verzehren schienen, hatte sein bleiches Haupt gesenkt, seine schlankte Gestalt beugte sich unwillkürlich unter den Worten Mazarin's. Heiße Tropfen rannen über seine Wangen, er sank in die Knie und faßte seines alten Freundes Hand. Ludwig XIV. weinte.

"Daß mir die Liebe meiner Jugend!" flüsterte er, "reiß nicht aus meiner Seele dies Glück, das keine Krone mir gewähren, kein Himmel mir erstatten kann! Mazarin, mein Lehrer, mein Freund, mach' mich nicht elend!"

"So haben Sie denn nie begriffen, Sire," sagte der Kardinal finster, "daß ein König nicht glücklich sein darf? Daß er die Stelle, welche der Himmel vor aller Erdent Creatur ihm anwies, mit Einsamkeit erkaufen muß, um groß zu sein?! Sag es ihm, Mädchen, wenn ein Funke meines Geistes in Deinem Gemüth lebt, daß jenes stille, neidlose Liebesglück wol einem Bürger, nicht aber Dem ziemt, der einer Nation vorangeht. Er überspringt die Klust nie, welche ihm sein Geschick anwies, ohne zu zerbrechen und Tausende in seinen Sturz zu reißen! Sei Richter, sprich Du das Urtheil über Frankreich und mich; das Wesen, was über allen Völkern und Königen wacht, hört Dich in dieser Stunde! Seinem Gerichte übergeb ich Dich in Zeit und Ewigkeit und seiner Vergeltung!"

Marietta stand vor ihm, star und bleich wie Marmor, während der König schluchzend auf den Knien lag. Nur das Zucken ihrer Muskeln, die Schauer, welche gleich einem Erdbeben unausgesetzt über sie hinkamen, gaben Kunde von den Schmerzen ihrer Brust. Sie öffnete die Lippen, sie rang nach Luft.

"Noch einmal, Marietta," begann der Kardinal geisterhaft, "wilst Du die Rechte auf's Abbild Deines Erbsers legen, ihm entsagen und mir folgen, oder den vollen Fluch dieser Stunde durch's Leben schleppen?!" Er streckte ihr das Kreuzifix hin.

Langsam legte sie ihre weißen Hände darauf. — "Ich Marietta Mancini, enttage vor Gott und Welt der Liebe und aller Gemeinshaft mit Sr. Majestät, Ludwig von Bourbon, König von Frankreich!"

"Marietta!" schrie Ludwig und sprang empor. Er wollte sie umfassen und an sich ziehn. Mazarin's Linke stieß ihn hinweg. "Kraft der Gewalt, die mir verliehen ist, sie hat kein Theil mehr an Dir! Chevaliers und Damen, wer Frankreich und seinen König liebt, der schütze ihn vor sich selber!"

Der Kardinal hatte seine Rechte umschlungen, die ohnmächtig zusammenbrach, er führte sie hinaus und Fontanges half sie ihm fortbringen.

So war das Ende von Ludwig's XIV. Jugendliebe. Marietta Mancini ging früh in dem Sturm des Lebens unter, durch welches eine liebende Hand sie nimmermehr führte, und Ludwig XIV. stieg zu der Sonnenhöhe der Größe empor, wie es ihm Mazarin vorausgesagt: "mit einsamem Herzen." [1394]

Gedenke mein!

"Gedenke mein!" — Eine Welt voll der edelsten Empfindungen liegt in diesem Worte! Unsere ganze Sprache hat kein anderes, welches wie dieses, mit der Innigkeit seines Klanges Alles, was die Seele Theuerstes hat, zurückriefe. "Gedenke mein!" mit diesem Worte stehen wir um Etwas, was wie eine sanfte Musik dahinzieht, was schwächer und schwächer wird, bis es langsam verhallt... Das Andenken, was ist es? Ein letzter, leiser Klang in dem Herzen eines Freundes; die Inschrift auf unserm Grabsteine, das Paradies, wie Jean Paul sagt, aus dem wir nicht vertrieben werden können!

Aber dennoch ist es schön und beglückend während wir leben, in der Erinnerung uns theurer Menschen gegenwärtig zu sein, Zeichen ihres treuen Gedenkens zu empfangen. Die letzten Blumen draußen in meinem Garten werden auch bald verblüht sein, und doch möchte ich ihren Wohlgeruch nicht entbehren, den sie mir durchs Fenster senden. Viele kleinen Beweise des Gedenkens sind gleich diesen Blumen, einfach und vielleicht werthlos in sich, und doch so voll süßen Duftes, dem Herzen so erquickend. Es ist eine der wohlthätigsten Empfindungen, von der Wiege bis zum Grabe von liebendem Gedenken umgeben zu sein. Der Glückwunschbrief zum Geburtstag eines Kindes gesandt, von den kleinen Händen mit zitternder Hast eröffnet, so oft entfaltet und mit Stolz gelesen, bis das einst weiße, feine Blatt, dick und zerknittert wie ein Bettelbrief aussteigt, ist eine Quelle selbigen Entzückens für das junge Herz. Eine Kiste mit Kuchlein, Früchten und allerlei Gutem nach der Pension geschickt, ruft oft einen Jubelsturm hervor, nicht allein um der Süßigkeiten willen, sondern als ein Zeichen des Gedenkens von „zu Hause“. Die Erinnerung an die Wonne der Knabenzeit vermag noch oft das fälter werdende Herz des Greises mit Wärme zu füllen. — Der Besuch in dem einsamen Hause des Krummen, die Trostsworte für das Herz des Kindes, dem kein Blumenstrauß auf seine Decke gelegt ward — sie werden nie vergessen werden. Sie waren Balsam für ein wundes Herz, ein Sonnenstrahl in Finsterniß.

Aber wie Viele gibt es unter uns, deren Leben sehr einsam ist. Ein schweres Schicksal führt sie oft so, daß es scheint, als sei es gar nicht möglich, ihr Herz könne von neuem Wurzel fassen und eine helfende Freundeshand werde sich ihnen je wieder bieten, sie zu stützen. Fern von der stillen Heimat des friedlichen Dorfes wird der Jüngling in die große Stadt geschickt und lebt auf dem düsteren Comtoir trübe dahin; das zarte, schüchtern Mädchen — ehe es Waise wurde, von liebender Sorge umgeben und nun ganz verlassen — findet als Lehrerin oder Erzieherin in einem Hause ein Unterkommen, — aber keine Heimat, keine Familie! — O, wer solchen Einsamen und Alleinstehenden im Leben begegnet, der versäume nicht, ihnen zuweilen einen Beweise freundlichen Gedenkens auf den freudlosen Pfad zu legen, dies Zeichen, daß selbst in der Fremde ein Herz theilnehmend für sie fühlt! — Auch das Gedenken der Abwesenden ist, wenn es nicht schon ein Glück wäre, eine heilige Pflicht. Sie, die zu Haus klieben in der Familie, in dem trauten Kreise der Lieben und Verwandten, sie wissen nicht, wie das Herz eines in weite Ferne Verschlagener nach einem Zeichen aus der Heimat schmachtet. Uns fällt der Vers eines deutschen Dichters in Paris ein, welcher einer ihm aus der Heimat gesandten Rose Strophen der innigsten Dankbarkeit gewidmet hat:

Sei mir willkommen, liebe Rose,
Die mir so werthe Hand geküßt;
Wie schlummerst du schon welt im Moose,
Die weite Fahrt hat dich gedrückt.

Ich grüße dich mit Wonnebeben,
Die du so werthst vor der Zeit,
Und freudig für dein Blumenleben,
Geh' ich dir Liebeswichtig.

Nicht jeder unserer theuren Abwesenden wird seinen Dank in solche Worte kleiden, aber empfinden wird er ihn darum nicht

minder voll und stark. Es wäre daher grausam, der Abwesenden zu vergessen; jede Entschuldigun, mit der ein zu spät abgehender Brief begonnen wird, ist eine Selbstanklage. Wäßen wir ein Fernrohr, um die Weite zu durchschauen, die das Weltmeer zwischen uns und unsere Lieben legt, wie würden Manche von uns zusammenzucken in bitterer Reue, bei einem Blick nach jenem Postbureau in fernem Lande, dem sich mit schnellem, elastischem Schritt ein Kommander naht, und die Hand freudig ausstreckt, den erwarteten Brief zu empfangen. "Es ist keiner für Sie da." — "Unmöglich, sehen Sie noch einmal nach!" — "Kein Brief diesmal." — Still und blaß geht der erst so freudig Erregte von dannen, mit einem tiefen Weh, einer peinigen Unruhe in der Seele. — Und das hast du verschuldet, als du um irgend eines wichtigen Grundes willen das Schreiben verschobest! "Morgen gewiß, mit der nächsten Post soll der Brief abgehen." Aber weißt du, ob dies Morgen noch dir gehört? Ist es nöthig, hier an jenes andere Dichterwort zu erinnern, welches so wahr und so traurig klingt:

D lieb' so lang du lieben kannst,
D lieb' so lang du lieben magst —
Es kommt der Tag, es kommt der Tag,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Vergesse Niemand, daß ein Beweis des Gedenkens oft nur zur rechten Stunde den wahren Beweis bezeugt. Wenn der Geburtstag vorüber ohne Glückwunsch, wenn erst heiße Thränen um einen aus Nachlässigkeit verschobenen Brief vergossen sind — wer könnte das gut machen? Nein, das Gedenken ist wie der Hauch und Schmelz auf einer Blume: es leidet durch jede rauhe, zu unvorsichtige Berührung. Und den Blumenstaub kann menschliche Hand wol verwischen, aber niemals wieder herstellen: er ist von Gottes Hand!

Wir Alle haben es schon erfahren, daß man Menschen begegnet, welche uns mit der größten Freude die Hand schütteln und nach unserem Ergehen fragen, während wir sie einem Andern zuflüstern hören: "Sage doch schnell, wie heißt er oder sie, ich habe keine Ahnung davon!" Ein solches Vergessenwerden vermag nicht zu betrüben; unser Bekannter ist ein Mann der großen Welt, er besitzt viele Freunde und ein Fernstehender kann seinem Gedächtniß wol entschwinden — aber aus einem uns einst gehörenden theuren Herzen durch die Macht eines neuen Gefühles verdrängt zu sein: das ist ein Schmerz, der sich nicht so leicht verwindet! Wol sagt der Philosoph: "Wer so schnell vergessen und eine Freundschaft aufgeben kann, an dem ist nichts verloren" — aber das Herz — wann wäre das je ein Philosoph gewesen? Es sind nicht so sehr die heroischen Opfer, welche das Leben fordert; nein, diese kleinen täglich und stündlich sich wiederholenden Rücksichten und Aufmerksamkeiten: sie sind es, in denen die ruhig waltende Liebe von Tag zu Tage sich offenbart und behätigt; diese scheinbaren Kleinigkeiten, welche das Dasein derer, die wir lieben, so sehr beglücken!

Das ist es, was wir uns nicht genug wiederholen können, daß es die Mission unseres Herzens sei, zu beglücken,

So lang ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegen schlägt."

Denn was hilft es uns, den Herzen, welche ausgeschlagen, die Blumen auf das Grab zu legen, welche wir ihnen im Leben zu reichen vergessen? Wol ist es eine freundlich schöne Sitte, die Ruhestätte unserer Theuren zu schmücken: wenngleich wir wissen, daß sie, die wir begraben, nicht dr unten, sondern dr oben sind; aber besser und lohnender ist es, das Dasein unserer lebenden Theuren durch treues Andenken zu verschönern und zu schmücken, auf ihren Weg jene unverwelflichen Vergißmichnicht der Liebe zu freuen, welche sich mit ihren treuinnigen Augen so fest an alle Herzen schmiegen und deren Bitte: "Gedenke mein!" so leis sie auch erklingen, doch niemals ohne Antwort geblieben ist. [1406]

Das helle Fenster.

"Es muß eine seltsame Geschichte sein, die Geschichte dieser Frau," sagte mein Freund, und sah nachdenklich vor sich hin, "diese geisterhafte Blässe — diese großen erschrockenen Augen — das graue Haar, während sie doch unmöglich alt ist."

"Ich kann Dir die seltsame Geschichte erzählen," erwiderte ich.

Draußen wirbelte der Schnee. Der Wind, über die Haide fahend, stürzte sich mit Angestimm auf mein einfaches Haus und das angrenzende Gehölz. Mein Freund und ich aber saßen beschaglich in der braungetäfelten Stube, die der ungestaltete Kachelofen erwärmte, rauchten und tranken von meinem Chambertin, den ich zu Ehren des Gastes und des Christabends hervorgeholt.

Die Frau, von der mein Freund sprach und die mir die Wirklichkeit führte, war, wunderbar wie immer, bald nachdem sie unsern Tisch besorgt hatte, trotz Sturm und Schneegestöber fortgegangen, ins Dorf, in die Kirche oder wer weiß wohin. So begann ich denn, ihre Geschichte zu erzählen.

"Vor einem Jahre, wie Du weißt, lebte ich noch in der Residenz. Ich bewohnte eins der letzten Häuser in einer Straße, die, fern vom Getriebe der inneren Stadt und wenig noch bebaut, in Gärten und Felder auslief. Das Haus gegenüber war ein hohes, schmales, finsternes Gebäude, das, wie ein Zettel über der Haushüre besagte, „ganz oder theilweise“ zu vermieten war, aber, seinem verwahrlosten Aussehen und den nackten Fenstern nach, schon lange Zeit keine Miether fand. Nur im zweiten Stock wohnte eine Frau, welche, wie es schien, weder Familie noch Freunde besaß. Ich sah sie zuweilen, wenn ich von meinem Morgenspaziergange heimkehrte, aus dem Hause gehen, und ein schwermüthiger Zug um ihren Mund und merkwürdiger Glanz in ihren Augen machte mich auf sie aufmerksam. Aber niemals erblickte ich sie Tags über an den Fenstern mir gegenüber, niemals wurden Abends dieselben hell...."

Schon damals sehnte ich mich aus dem Geräusch der Stadt nach Einsamkeit und Stille. Mehr und mehr beschränkte ich mich auf meine Bücher und mich selbst. Wenn die Nacht anbrach und meine Arbeit gethan war, schlenderte ich ein Stündchen lang durch die Straßen, kehrte dann zurück und vertiefte mich in die dunkle Musik des Cardanus oder horchte am offenen Fenster dem dumpfen Geräusch, dem verworrenen Nachtraum der Stadt. Nahebei aber war Alles still, und das Haus gegenüber lag ohne Licht, ohne Leben...."

In einer stürmischen Septemberrnacht, die mit dunklem Gewölk über der Stadt niederhing, hatte ich bald nach zehn Uhr die Lampe ausgelöscht und mich auf eine Chaiselongue ausgestreckt, die inmitten der Stube stand. Mit dem Rücken gegen die Fenster, die Arme als Kissen unter dem Kopfe verschränkt, lag ich und lauschte dem Säusen des Windes, bis mir die Gedanken enfielen und Schlummer mich umfing. Ich weiß nicht wie lange ich schlief, doch als ich jählings erwachte, sah ich, mit

dem ersten Blick, auf der dunkeln Wand vor mir eine scharf umrissene lichte Fläche, das Fenster des Nachbarhauses.... Nachdem ich den grell beleuchteten Fleck zweifelnd angestarrt hatte, wendete ich mich langsam um — ja, die Fenster drüben waren hell. Eine unerklärliche, aber auch unbezwingliche Angst besaß mich, eine dunkle Vorstellung von Unheil verband sich in mir mit der räthselhaften und darum geheimnißvollen Erscheinung und trieb mich ans Fenster, um hinüberzuspähen....

Ich blickte in eine geräumige Stube. Das Licht stand so, daß dieselbe in ihrer ganzen Tiefe erleuchtet war. Am Tisch inmitten der Stube saß meine Nachbarin, den Kopf in die Arme verborgen, während ein kleines Mädchen sich mit ängstlicher Geberde dicht an sie schmiegte. Neben Beiden stand ein Mann mit struppigem Haar und Bart, zerlumpter Kleidung, in seiner ganzen Erscheinung das entsetzlichste Elend offenbarend, das Elend des Verbrechens. Er schien böse, drohende Worte zur Frau zu sprechen, denn diese stürzte ihm plötzlich zu Füßen und rang flehend die Arme. Zerner stieß sie rauh zurück und hob die geballte Faust zum Schlag empor, doch das Kind warf sich über die Mutter und deckte mit seinen Händchen deren Haupt. Er wagte nicht, den Schlag zu führen, aber seine Wuth schien dadurch nicht gebrochen, vielmehr gesteigert; so wild ward sie, daß mir das Blut stockte. Er raste durch das Zimmer, zerrte an seinem Gewand, riß ein Messer hervor, zückte es gegen die Wehrlosen und stieß es dann, wie um wenigstens in Gedanken zu morden, tief in den Tisch.

Es duldete mich nicht länger. Ich eilte hinab über den unbreiten Weg, zum Nachbarhause. Der Sturm tobte, und auf der Straße war es so dunkel und öde, wie im tiefsten Wald.

Das Thor stand offen; ich fand die Treppe und tastete mich im Finstern empor bis zur Wohnung der armen Frau. Eine Thüre war nur angelehnt. Leise stieß ich sie auf und trat in ein dunkles Gemach, wo ein schwacher Lichtstreifen den Eingang zum zweiten, zum bewohnten Zimmer bezeichnete. In demselben Augenblick fuhr ein Windstoß durch das Treppenhaus und warf die Thüre hinter mir ins Schloß. Instinctiv drückte ich mich an die Wand — aber drinnen hatte man das Geräusch nicht beachtet. Niemand kam.

Und jetzt hörte ich die Stimme des Mannes. Sie hatte die Heiserkeit der Wuth und Trunkenheit.

„Das Gerücht hat uns nicht geschieden,“ sprach er, „Du verließest mich eigenmächtig, Du Schlange! Weil ich ein Bettler bin, verließest Du mich und verbarst Dich und mein Kind vor mir. Aber ich hätte Dich gefunden hundert Meilen weit, hundert Klaftern tief, denn mein Spürhoh ist der Haß. Ich hasse Dich, die besser als ich sein will, die mein eigen Kind gegen mich aufreizt.“

„Das ist nicht wahr!“ rief die Frau, „trag' das Kind, ob wir nicht Beide Tag für Tag über dich weinen, ob wir nicht täglich auf den Knien für Dich beten.“

Ein wilder Fluch unterbrach sie. „Weinen, beten — o Du Heuchlerin! Daß Dein Mann hungert, daß er schlechter wohnt, als ein Hund, wagst Du das auch dem Himmel zu sagen, wenn Du für ihn betest?“

„Ja,“ hörte ich sie mit fester Stimme erwidern, „denn wenn es Dir schlecht geht, wer ist Schuld? Kanntest Du jemals Arbeitsamkeit und treue Pfllichterfüllung! Vergebetest Du nicht mein kleines Erbe und den Verdienst meiner Hände in wüsten Gelagen mit schlechten Freunden?“

„Ich will nicht arbeiten,“ schrie er, „will's nicht, während tausend Dummere auf Polstern sich dehnen. Ich bin zum Herrn, nicht zum Diener geboren. Du wußtest es, daß ich von andern Gutz als die Andern bin, die feig gehorchen; Du wußtest es und hast mich doch geheirathet.“

„Weil ich glaubte, daß Liebe allmächtig ist,“ seufzte sie, glaubte, daß ich Dich läutern und retten könnte. Der Wahn war bald vorbei, aber auch dann noch hätte ich bis zum Tode mit Dir ausgehalten und mein Leztes getheilt, wären wir kinderlos geblieben. Mich konntest Du zu Grunde richten, aber wir Beide haben kein Recht, die Unschuld mit in den Abgrund zu ziehen.“

„Ich aber will mein Kind haben, will nicht länger allein



„Sie trug etwas auf den Armen, so daß der Wind frei mit ihrem Mantel spielte.“

Gift und Galle in mich hineinschlängen. Das Kind soll betteln wie ich, und die Welt und die Menschen verachten wie ich!“

„Nimmermehr!“ rief die Frau. „So wahr ein Gott ist, ich verteidige mein Kind gegen Dich, so lange ich Athem habe.“

„Du kennst mich, was ich mir in den Kopf setze, führ' ich aus, und wenn ich diesen Kopf dran wagen muß: die Elfe kommt morgen mit mir. Und sagst Du eine Silbe, rührt Du einen Finger dagegen: so schwör' ich, so wahr zehn Teufel jetzt in mir sind, Du siehst Dein Kind nicht lebendig mehr! Und jetzt schläft, wenn Ihr könnt; ich werde schlafen; wie ein Hund hier vor der Thüre. Wag's, über mich hinweg zu gehen: ich tödte Dich.“

„Heinrich! Du willst mir mein Kind entreißen? ich soll's in Deinen Händen wissen?“

„Ja; das ist mein letztes Wort.“

„Morgen?“

„Morgen.“ Die Frau verstummte; er aber schien sich nahe der Thüre, an der ich stand, von Stillsitzen ein Lager zurecht zu rücken.... ich hörte sie krachen, als er sich darauf austreckte. Dann ward es still; nur das Kind schluchzte leise, und auch das schwieg nach einer Weile. Wahrscheinlich schlief es; die Unschuld, wie die Schuld....

Eine Familientragödie, wie tausende! Welches Recht hatte ich, zu bleiben? was bannte mich um Mitternacht im fremden Gemach an die Schwelle alltäglichen Unglücks? was lastete bleiben auf meinem Herzen? War es die Ahnung, daß der letzte Akt noch nicht gespielt sei, und dem Schlaf der drei Menschen ein entsetzliches Erwachen folge?....

Geräuschlos ließ ich mich auf den zwei Stufen nieder, die zur Thüre emporführten, und versank in einen traumähnlichen Zustand. Ich hatte ein Gesicht. Mir war's, als zöge der Reigen des Weltlebens an mir vorüber, in Nebel und Dämmerlicht eine unabsehbare Reihe schwebender, schattenhafter Gestalten. Alle gleich, Hunderttausende wie Einer, Alle sich ähnlich — bis auf Einige. Von den letzteren ragten die Einen größer, gewal-

tiger aus dem schwarzen Knäuel und waren von einem hehr Licht durchleuchtet; Anderen hinwieder schlang sich ein blutrother Schein um das Haupt... Jene waren die Heroen menschlicher Größe, diese die Großen menschlicher Schuld....

Und Eine der blutig gezeichneten Gestalten, ein Weib mit furchtbarem Antlitz, löste sich aus der Masse und schwebte zu mir heran, näher — näher — und ich las in ihrem Gesicht!

Geschichte ihrer Schuld: es war die Liebe die sich in Haß verwandelt, es war die Liebe die die Frau zum Mörderin machte. Und mehr und mehr glichen die Züge der Frau, die drinnen schlief — nein, nicht schlief! die drinnen wachte und saß —

„Denn horch!.. es regte sich, und jetzt das Schlürfen eines Frauengewandes, ein leiser und doch schleppender Schritt....“

Schritt für Schritt. Und doch jetzt so langsam, als wäre er für Tod oder Leben entscheidend.

Er näherte sich der Stelle, wo die Frau lag.

Eine schreckliche Vorstellung blühte in mir auf: Hatte ich die Gedanken der Frau geträumt?!

Jetzt hielt der Gang inne; jetzt — Der Schrei, den ich thun wollte, ward in demselben Augenblick drinnen ausgeblasen. Ich sprang empor, sprengte die Thüre und sah das Entsetzliche. Wenig Schritte vor mir lag die Frau über den ausgestreckten regungslosen Mann hingestürzt. Ihr rechter Arm hing über seinem Leib vom Stuhle nieder, und dieses Rechte ballte sich um ein Messer.

„Mörderin!“ rief ich.

Sie hob das Haupt, sah mich mit wahninnigen Augen an und sagte: „Nicht ich — Gott that es...“

Ja, der Unglückliche war todt, aber die Mörderin lebte. In demselben Augenblicke der Mutterliebe den Entschluß faßte, eber den vordem geliebten Gatten zu tödten, als ihr Kind dem Elend, der Sünde und Schande auszuliefern, warf die ewige Gerechtigkeit den ungeheuern Entschluß in seine, in des Gatten Schale, und winkte dem Tod, daß er das Strafgericht an ihm vollziehe.

Wie sich später ergab, hatte ein Herzschlag den Schlafenden getödtet!....

Ich schwieg. „Allerdings seltsam,“ sagte mein Freund nach einer Pause, „aber seltsamer finde ich noch, daß Du ein Weib, das einmal Gedanken wenigstens eine Mörderin war, um Dich duldest. Ich wäre unheimlich in ihrer Nähe.“

„Freund,“ sagte ich, „Gott übernahm den Gedanken ihrer Seele und ließ ihn That werden; über ihr ist keine Hand. Ich in dem fluchwürdigsten Augenblicke ihres Lebens umgab mich immer ein Nimbus ihre Sünden, denn gerade damals war ich mehr als je — eine Mutter. Wenn ein Weib straufelt, muß es ein Mann. Und denke ich daran, was Jene litt, bevor sie zum Messer griff, erfährt mich tiefste Reue, denn, Freund, wer um uns ist, der nie eine Frauenseele, ja selbst die eigne Mutter, beleidigt hätte...“

Ich erhob mich und trat an das niedrige Fenster, das seinen Schein draußen weit über den Schnee warf.

Noch immer wirbelten die Flocken und ächzten die Bäume im Sturm. Troßdem hörte ich das Knarren der Gartenthüre und sah die Witwe jetzt über den verschneiten Weg zum Hause schreiten. Sie trug etwas auf den Armen, so daß der Wind mit ihrem Mantel spielte.

Bald darauf trat sie zu uns in die Stube.

„Ich war beim Förster,“ sagte sie, „und holte einen Christbaum für Sie und meine franke Elfe.“

[1401]

A. A. Heigel.



Lied und Ton.
Von Emanuel Geibel.

Verzaubert lag, verschollen,
Dornröschen gleich im Walde tief,
Das Lied auf staub'gen Rollen,
Das Mu erkund, und schlief.

Und sieh, zu raschen Schlägen
Unglücklich ist ihr Herz erwacht;
Sie hebt sich ihm entgegen,
Ihr Auge weint und lacht.

Va bricht durchs Dorngekrüppe
Mit hellem Ruf ein Königsohn
Da küßt mit warmer Lippe
Die Schlaferin der Ton.

Vom Lager aufgesprungen
Die Arme streckt sie um ihn her;
Sie halten sich umschlungen
Und lassen sich nicht mehr.

Und auf der Liebe Flügel
Nun ziehn die Beiden treugefellt
Wol über Strom und Hügel
Hinaus in alle Welt.

[1376]

Alma von Goethe.

Welcher von meinen Leserinnen wäre nicht in irgend einem Märchen irgend eine Prinzessin mit goldlockigem Haar, markhorner Stirn und weichenblauen Augen begegnet?

Zwar lag über Alma von Goethe's Wiege keine Decke von Sammet und Purpur gebreitet, aber daß sie trotzdem einer Märchen-Prinzessin bis aufs Haar gleiche, darüber waren Alle, die vor ihrem Bettchen standen, schon wenig Stunden nach ihrer Geburt einig... Wie viel Thränen fließen noch ihrem Ansehen? Nur ein Mutterherz schlägt noch höher bei dem Gedanken an sie. Als der siebzehnte Frühling ihres Daseins erwachte, trug man sie zwischen vier Brettern und zwei Brettchen hinaus; auf einem Friedhof der „einzig“ Stadt Wien wühlte sich der Hügel, unter dem sie dem Morgenroth entgegenkäme...

Als Alma zum erstenmal die Neuglein aufschlug, strich der erste Frühlingswind über Weimar hin und warf sich grüßend gegen die Scheiben des Goethe'schen Hauses. Vor der Wiege stand, die Hände auf den Rücken gelegt, der greise Dichtervater, und mit bewegter Stimme sprach er: „Sie werde Alma genannt!“

Heißt es nicht in fast jedem Märchen: Drei nützige Feen beschützen die kleine goldlockige Prinzessin? — Auch über Alma breiteten drei Frauen, die in ihrem Liebreiz und ihrer Vorseorge solchen Feen gleichen, die Hände aus: Ottilie, die Mutter, und eine deutsche und eine englische Schriftstellerin: Adele Schopenhauer und Mistreß Jameson. Spielend lernte das Kind von Adele die französische, von Mistreß Jameson die englische Sprache; ja, es darf nicht Wunder nehmen, daß Alma bald nur noch englische Worte plapperte. Damals hatten Söhne und Töchter Albion's eine förmliche Colonie in Weimar gegründet, und was war natürlicher, als daß der Name Goethe eine Anziehungskraft übte, die dem Dichtervater zuweilen lästig fallen mußte? Er äußerte sich wol gegen Wieland, der auf seinem Landgut, Ohmannstedt, der Einsamkeit lebte, verdrießlich darüber, und nahm solche Karavanenzüge allzu sehr überhand, so entfloß er, heute nach Jena, morgen nach Weibedere oder Eiterzburg. Ueberallhin begleitete ihn Alma. Alle Liebe, die in seinem Herzen wohnte, schenkte er der Enkelin. Er war es, der sie auf die erste Stufe zum Tempel der Wissenschaft führte, er hoffte wol auch, daß die Götter ihm nicht eher ihr Halt! zurufen würden, als bis er die Pforten dieses Tempels für Alma geöffnet.

Anderz war es beschloffen. Mit der Sehnsucht nach „Mehr Licht!“ brachen die Augen des Großvaters — und die Enkelin wanderte mit ihrer Mutter nach der Residenzstadt Wien.

Wie Märzschnee schwand nun die Tage dahin. Frau Ottilie sah sich umdrängt, gefeiert. Ihr, der Trägerin eines Götternamens, legte der Adel Oesterreichs seine Verehrung zu Füßen, selbst das Kaiserpaar empfing sie in der Hofburg. Wie glückliche Stunden verlebte Alma mit den kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen im Garten zu Schönbrunn! Wie ein Lilienstengel, kurz bevor die Blüthe sich bildet, plötzlich mit wunderbarer Schnelligkeit emporsteigt, so warf auch jetzt Alma mit einmal die Kinderhülle hin, und wie ein Lauffeuer ging's durch ganz Wien: Was sie schön ist!

Im Theater wurden auf sie zuerst die Gläser gerichtet; rollte sie in offener Karosse durch den Prater, so sprengte manch befehrter Reiter heran und gab ihr das Geleit; auf den Hofbällen blieb ihremwegen manches Fräulein — sitzen. Aber trotz alledem nihtete kein Hochmuthsteufelchen in ihrem Kopfe. Nie vergaß sie über der viel gefeierten, viel umringten Jungfrau die Unschuld und Herzensgüte des Kindes — „ach gewiß, in Wien ist's schön, aber in Weimar beim Großpapa und bei meinen Puppen war's ebenso schön!“ soll sie noch kurz vor ihrem Hingange ausgerufen haben.

Ja, die Lilien verblühen schnell. Ein einziger eifriger Hauch vernichtet ihr Dasein. Damals nämlich erschien unerbittlich in Wien ein gar seltener Gast, der seinen Namen in kein Fremdenbuch schrieb, sondern fast in jedes Haus einkehrte, und dieser Gast nannte sich — die Pest. Er winkte Jung und Alt, er drückte auch auf Alma's Stirn seine eifigen Lippen. „Selbst dem Lenz zu vergleichen, ging sie im Lenze dahin!“ rief ein Freund ihr nach; aber die Welt wollte wissen, dieser Freund sei der Erkorene ihres Herzens gewesen. Karossen ohne Zahl und Menschen jegliches Standes folgten ihrem Sarge, aus Mitleid wie aus Neugierde. Denn die chronique scandaleuse, welche selbst in dieser trüben Zeit wucherte, meldete, man werde noch einmal den Sarg öffnen und im Angesicht des sonnigen Himmels den Mörder Alma's von Goethe nennen. Nichts davon geschah. Ein Gebet, eine Hand voll Erde — vorbei — vorüber... Aber jenes Gerücht, daß Alma glühendster Eifersucht zum Opfer gefallen, daß ein Student es gewesen, der, weil sie ihm kein Gehör geschenkt, ihr den Dolch in die Brust gestochen, dieses Gerücht verstummt nicht so bald. Man deutete sogar auf diesen und jenen, man bat den Kaiser um strengste Untersuchung — und erst, als wirklich der Befehl dazu aus der Hofburg gekommen und alles Forschen natürlich resultatlos geblieben war, erst da bequeme man sich dieses Gerücht für das zu halten, was es in Wirklichkeit war.

Ist Alma beim Großpapa? Wird sie ihn erst wiederfinden, wenn die Besonnenen schmettern? Wer weiß das, und was liegt daran, es zu wissen!

[1892]

Karl Neumann-Strela.

Zur Pflege der Augen.

(Von einem praktischen Augenarzte.)

„Ein kleines Bild auf zartem Grunde, — es gibt sich selber Licht und Glanz u. s. w.“ — wer kennt nicht das schöne Augenrathsel Schillers? Wir können auch Goethe citiren: „Wär'

nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nicht erblicken.“ Ueber schöne Augen liegen sich ganze Bände voll Poesie und Maculatur sammeln. Auch gibt es, Gott sei Dank, noch viel schöne Augen in der Wirklichkeit. Aber gute Augen sind doch besser, leider auch seltener. Wer jemals in der Gräfe'schen Klinik zu Berlin gewesen ist, wird sich zwar der besten, berühmtesten, lieben Augen in dem magern, geist- und arbeitsreichen Gesicht des ersten Meisters in der Augenheilkunde erinnern, aber auch der unglücklichen dichten Schaaeren jedes Alters, Standes, Geschlechtes und Landes, die sich mit allerhand entstellten, blinden, erblindenden, geschwollenen, starren, schiefen, schielenden und oft unrettbaren Augen um den überfüllten, Tag und Nacht arbeitenden Augenarzt und seine Assistenten drängen. Viele kommen zu spät, nachdem sie ihre Augen selbst durch jahrelange Mißhandlung oder später durch Salben und Quacksalben verdorben haben. Auch noch heilbare Augenübel erfordern oft eine jahrelange, kostspielige, zum Müßiggang verdammdende Pflege und Kur. Deshalb will ich versuchen, wenigstens die allgemeinsten und nothwendigsten Bedingungen für die Pflege, die Erhaltung guter, gesunder Augen kurz zusammenzustellen, vor

Gaslichtes, verursacht viele Augenleiden. Mit hitziger Gasflamme vor den Augen schadet man der arbeitenden Sehkraft immer. Das Licht — jedes, Sonnen-, Lampen- und Gaslicht — sollte immer möglichst von oben und noch besser von der linken Schulter herab den Gegenstand beleuchten, mit welchem sich die Augen beschäftigen. Deshalb ist es auch nicht gut, mit dem Gesicht grade dem Fenster gegenüber zu arbeiten, am allerwenigsten, wenn ein reflectirtes Licht, etwa von einer sonnenbeschienenen Wand gegenüber hereinblendet. Es ist großer Mordversuch gegen die Augen, in directem Sonnenlichte zu lesen, zu schreiben oder sonst im Zimmer zu arbeiten. Das Auge ist sonnenhaft und liebt, so lange es gesund ist, das liebe Himmelslicht und alle Farben desselben. Daher ist ein sehr helles Zimmer besser, als ein spärlich erhelltes. Aber das Licht muß nicht mit geraden Sonnenstrahlen, auch nicht von unten oder wol quer durch, auch nicht heller auf die Augen, als auf den gesehenen Gegenstand fallen. Beim Schreiben, Lesen u. s. w. sitzt man am Besten mit der linken Seite fensterwärts, das, wenn tief, bis über die Augenhöhe durch einen bläulichen Schirm verdeckt werden sollte.

Nichts ist anstrengender und schädlicher für das sonnenhafte Auge, als es im Zwielichte mit einbrechender Dunkelheit so lange wie möglich anzustrengen. Viele Augenkrankheiten kommen vom Lesen und sonstiger Arbeit bei ungenügendem Lichte. Directes Weiß, namentlich in großen Flächen und stark beleuchtet, ist ein anderes Blend- und Erblindungswerk für die Augen. Die vielen hellen Häuserfronten in den meisten großen Städten ohne Baum und Abwechslung in langen Doppelreihen voller Sonne, Staub und giftiger Luft ruiniren mehr Augen, Lunge und Nerven, als Aerzte, Apotheken und Sommer-Ausflüge gut machen können. Gutes, weißes Papier, groß und scharf genug und ordentlich schwarz bedruckt, ist nicht schädlich, wie viele glauben. Das Schwarz und Weiß ergänzt sich so ziemlich, so daß das Auge nicht übermäßig angestrengt wird. Das eigentliche Gift für die Augen ist der schlechte, oft kleine, nicht ordentlich schwarze Druck auf dem niederträchtigen Grau vieler unserer Zeitungen.

Gedrucktes auf farbigem Papier, wenn es sich nicht auf einen bläulichen Ton beschränkt, ist in der Regel nachtheiliger, als Schwarz auf Weiß. Jede einzelne Farbe, wenn sie dem Auge zu lange ausschließlich geboten wird, ermüdet die Sehkraft und macht sie durstig nach der Ergänzungsfarbe. Dies gilt besonders von den directen Farben: Gelb, Blau und Roth, so daß man nie ohne Noththeil in ganz blauen, gelben oder rothen Stuben wohnen wird. Das Rothe macht besonders nervös, ärgerlich und zum Zorne geneigt. Gelb gibt Kopf- und Augenschmerzen, das grelle Blau ruft die „blauen Teufel“ herbei, wie die Engländer mit Recht melancholische Gedanken und Stimmungen nennen. Die Farben in der Kleidung, im Zimmer u. s. w. sollten immer für den Schönheitssinn und die Gesundheit der Augen so gewählt und vertheilt sein, daß sie zusammen entweder die Harmonie des Contrastes durch Nebeneinanderstellung der sich gegenseitig ergänzenden Farben, oder die des Gleichartigen durch verschiedene Töne einer und derselben Farbe bilden. Doch das gehört in das Gebiet der Farbenlehre, von der leider in vielen Kleibern, wie in Wohnungen oft wenig Verstandniß zu merken ist. Hier muß es genügen, im Gebiete der Farben für das Wohl der Augen vor allem Gebrauch zu vielen und zu langen Einereis zu warnen. Selbst das erquickende Grün der Natur macht hlos deshalb eine Ausnahme, weil sich der blaue Himmel darüber wölbt und in der Luft alle Farbtöne so musizieren, daß sich alle Mißklänge immer bald in desto schöneres Wohlgefallen auflösen. [1899]

Was heißt Schulbildung?

Wir, die wir seit lange schon in den geordneten Verhältnissen allgemeinsten Bildung leben, können uns in der That kaum einen Begriff davon machen, was es heißt, nicht lesen, nicht schreiben gelernt zu haben, überhaupt niemals in die Schule gegangen zu sein. Nicht umsonst nennt man die Deutschen das intellectuellste Volk der Erde: sie sind es buchstäblich, weil die Elemente der Bildung, welche so nothwendig sind für die sittliche Hebung der Gesellschaft, alle seine Schichten, bis zu einem gewissen Grade gleichmäßig, von seiner höchsten bis zu seiner tiefsten durchdringen. Kommt es bei uns wol jemals noch vor, mit Ausnahme vielleicht jener alten Leute, welche der Generation vor uns entstammen, daß ein Bauer oder ein Dienstmädchen oder wer sonst immer den in anderen Ländern in Bezug auf die erste Bildung so sehr vernachlässigten Klassen angehören mag, gezwungen wäre, seine Briefe von einem Andern schreiben und lesen zu lassen oder sein gerichtliches Zeugniß mit drei Kreuzen zu beglaubigen? Niemand wird befreiten, daß die Schulbildung das Fundament nicht hlos der Intelligenz, sondern auch der Moral eines Volkes sei, und wir stehen nicht an, hinzuzufügen, daß wir für das einzige Mittel, sie zu verbreiten den Zwangsunterricht halten, wie er jetzt in ganz Deutschland gilt.

Einen eclatanten Beweis für diese Behauptung liefert uns England, dieses kolossale Land, wenn Reichthum, Handel und die materiellen Güter des Daseins allein die Größe bedeuten. Aber dieses starke Licht wirft auch starke Schatten, und nirgends fallen sie dichter, ja grauenerregender, als wenn man sich einmal unter die glänzende Oberfläche in die eigentliche Masse des Volkes wagt. Von dieser Unwissenheit, dieser gerabuzen barbarischen Finsterniß, wo es sich um die wichtigsten Dinge des intellectuellen oder sittlichen Lebens handelt, können wir uns, Gott sei Dank, kaum die Möglichkeit vorstellen. Und doch leugnen sie die Engländer so wenig, daß sie vielmehr überall bemüht sind, durch Privatanstrengungen zu ersetzen, was der Staat bis jetzt versäumt hat. Aber dies ist nicht der rechte Weg, denn so hoch wir die Mission des Einzelnen auch anschlagen, wo sie fördernd und nachhelfend hinzutritt: so ist doch hier, wenn irgendwo, eine Aufgabe des Staates, der er sich ohne Gefahr auf die Dauer nicht mehr entziehen kann.



Alma von Goethe.

Originalzeichnung von D. Wisniewski.

den Gefahren für dieselben zu warnen und etwaige Uebel derselben gleich im Anfange zu bekämpfen.

Um gesunde Augen zu erhalten, muß man überhaupt seine Gesundheit erhalten. Schlechte Verdauung, d. h. gestörte Versorgung des Körpers mit den nöthigen Nahrungsmitteln, ist meist die erste Ursache aller Krankheiten und dann auch besonders schlechter, schwächer Augen. Die Verdauung und die Sehkraft werden am Meisten durch zu vieles Essen, besonders durch zu vieles Trinken geschwächt, noch öfter durch Essen und Trinken während aufgeregter Momente, irgend einer Leidenschaft, besonders des Zorns oder Aergers oder kurz darauf. Es sind schon Menschen durch unbändigen Zorn plötzlich blind geworden.

Eine ganz specielle, häufige Ursache jegiger Augenleiden habe ich in der üblen Gewohnheit des Lesens auf der Eisenbahn gefunden. Die ungemein empfindliche, und blitzschnell wirkende Maschinerie des thätigen Auges muß sich während der zitternden, rüttelnden Bewegung des dahin brausenden Waggons fast jeden Augenblick anstrengen, die stets rüdenden und umhergehenden Focalentfernungen, d. h. Schweiten zwischen Auge und Papier, zu erfassen und sich deshalb immerwährend für diese stets verändernden Schweiten einzurichten suchen. Dies ist eine Heßjagd für die Augen, der auf die Dauer ein „durch neun eiserne Thüren sehender Luchs“ erliegen muß. Wir haben erst neulich einen erblindeten Patienten, der jahrelang fast alle Tage auf der Eisenbahn fuhr und las, als unheilbar entlassen müssen. Die Maschinerie der Sehkraft war eben vollständig zerstört. Allerdings wird nicht Jeder blind durch's Lesen beim Fahren, aber es ist und bleibt immer eine Mißhandlung der Augen, die sich früher oder später durch Schwäche, Kurzsichtigkeit u. s. w. bemerkbar machen wird.

Auch ungeeignete Benutzung künstlichen, besonders des

Denn wie tief die geistige Nacht ist, in der die Bevölkerung namentlich der englischen Fabrikstädte noch befangen, mag aus dem Bericht hervorgehen, welche neulich die Commission eines Vereins für die Schulbildung der Kinder in Sheffield veröffentlicht hat. Es wurden vor diese Commission eine Anzahl von Knaben zwischen 12 und 17 Jahren geführt, und ihre Antworten bezeichnen besser, als wir es könnten, den beklagenswerthen Zustand ihrer geistigen und religiösen Anschauungen.

Ein vierzehnjähriger Knabe war seit seinem 7. Jahre schon in einer Messerfabrik. Er hatte niemals von London gehört, wußte nicht, ob die Königin Victoria eine Frau sei und ob sie sich um das Land bekümmere.

Ein anderer Knabe von 13 Jahren kannte einige Buchstaben des Alphabets. Nach der Königin Victoria befragt, erwiderte er, daß er glaube, den Namen derselben einmal gehört zu haben; aber er konnte nicht sagen, was er bedeutete. Noch einmal aufgefordert, darüber nachzudenken, sagte er: „Sie gibt uns Geld zu verdienen.“ Als man ihn fragte, was er von der Bibel wisse, sagte er, „es ist die heilige Bibel.“ Von dem Evangelium, Adam oder Jesus Christ hatte er nie gehört.

Ein Knabe von 14 Jahren, der wöchentlich etwa schon 3 Thaler verdiente, erklärte, daß er zuweilen wol in die Kirche gehe, aber den Pfarrer nicht verstehen könne, weil er nicht nahe genug sitze. Befragt, was ein Pfarrer sei, gab er zur Antwort: „Ein Mann, der von einer Kanzel predigt und aus einer Bibel liest.“ Auf verschiedene andere religiöse Fragen erwiderte er: „Ich habe sagen hören, daß Gott die Welt erschaffen hat und daß alle Leute ertranen, bis auf Einen; und dieser Eine war ein kleiner Vogel.“

Ein fünfzehnjähriger Knabe, ein Formengießer, ging nicht in die Kirche, weil er kein Sonntagszeug hatte. Von der Bibel wußte er nichts, als daß sich Samuel einmal mit einem Haufen Soldaten geprügelt habe. Vom Paradies hatte er nie gehört. „Eben ist ein Garten, in den die Menschen gehen und von einem Baume essen.“ Seine Ansicht über Adam und Eva war folgendermaßen: „Gott schuf Adam und Adam schuf Eva!“

Ein zwölfjähriger Knabe, der aus der Schule fortgeschickt war, um in der Fabrik zu arbeiten, antwortete auf die Frage, was ein König sei: „Der das viele Geld hat!“ — er wußte nicht, daß England eine Königin habe, und ein Altersgenosse wußte nicht, daß das Land, in welchem er lebte, England heiße. Ein siebzehnjähriger Fabrikarbeiter, der nicht lesen konnte, aber zuweilen in einer Kirche gewesen war, ward gefragt, ob er sich auf die Predigt besinne? Er erwiderte: „Der Name Jesus Christus kam darin vor.“ Weiter konnte er, weder über die Bibel noch über die Religion, irgend eine Auskunft geben.

Wenn es noch des Beweises bedürfte, wie wenig die materielle Wohlfahrt eines Volkes den Mangel seiner geistigen und sittlichen Bildung ersetzen kann: in den obigen Antworten ist er geliefert. Ein Knabe von 14 Jahren, der drei Thaler die Woche verdient, — ebensoviel, als die bestgestellten unserer Volksschullehrer! — und von Gott kaum mehr als einmal gehört hat: das sagt genug für das Land der Contraste, dies England, wo die tiefste Frömmigkeit so dicht an die heidnische Unwissenheit grenzt, und das Princip der Selbstbestimmung so weit getrieben wird, daß es sogar den heranwachsenden Knaben freigestellt bleibt, ob sie in die Schule gehn wollen oder nicht. Mühen daher auch unsern jungen Wolfe ihre Pädagogen in dem Dichte von Tyrannen erscheinen: der Schulzwang ist eine der wesentlichsten Bedingungen der modernen Bildung.

J. R.

Die fliegenden Egel von Empoli.

Der Ehrgeiz des Menschen, Alles zu können, ist gewiß sehr berechtigt; er hätte ihn jedenfalls nicht, wenn ihn die Natur, die ihn schuf, nicht hineingeplant hätte. Ist es wahr, daß das Menschengeschlecht die Affen zu Urgroßvätern gehabt hat, so ist nichts natürlicher, als daß es in seiner Vervollkommnung zum Höchsten weiterstrebt, nachdem es mit großem Vergnügen schon jetzt einen so bedeutenden Abstand von seinen Vorfahren in jedem zoologischen Garten bewundern kann. Wir können fahren und reiten; wir haben dem Himmel im elektrischen Funken den Blick geraubt; die Erde ist von uns mit Eisen umklammert worden, und wir haben die natürlichen Entfernungen auf ein Minimum gebracht. Wir kennen den Lauf der Gestirne und die Atmosphäre des Mondes — ist es zu verwundern, daß wir endlich auch Landpartien nach dem Monde und eine Expedition nach dem Siebengestirn des Großen Bären machen wollen? Aber dazu müssen wir wenigstens erst bis zu den Wolken fliegen können, wir Menschen müssen erst Vögel werden. Und seit einem Jahrhundert müht sich auch der menschliche Geist ab, dies Problem zu lösen. Hunderte von Versuchen sind schon gemacht, der Menschheit Flügel zu geben, um sich in die Freiheit der Lüfte schwingen zu können — umsonst, das Erdental hält uns mit gewaltiger Zauberhand fest, zieht uns immer wieder nieder. Wir sehen Luftballons in die Wolken sich heben und viele Menschen haben schon in diesen Eshiffen das Neheimerer Lesahren — aber fliegen zu lernen glückte den Menschen noch nicht.

Um so wunderbarer ist es, daß schon lange ein edles Geschlecht der Egel existirt, welches in Wahrheit mit der Kunst der Sperlinge wetteifert und noch bis heutigen Tages darauf ein Privilegium besitzt. Dieses edle Geschlecht von Egelu residirt in Italien und seine Ställe stehen in der kleinen Stadt Empoli in Toscana, an der Eisenbahn nach Florenz.

Wie es kam, daß dieses sonst so verachtete Geschöpf sich seit Jahrhunderten einer Kunst widmet, um welche es der Mensch, der Alles kann und Alles will, noch in mer beneiden muß, davon erzählt die Chronik von Empoli sehr getreulich und erbaulich also wie folgt.

Es war einmal ein Graf von Empoli, ein gar tapferer und kluger Mann. Und dieser Graf lag in arger Fehde mit dem schlimmen Ritter von San Miniato, gar nicht weit davon. Der Graf belagerte dessen feste Burg und konnte sie nicht erobern. Des war er natürlich sehr zornig, um so mehr, als der Ritter von San Miniato ihn weidlich von den Zinnen seiner Burg herab verhöhnte.

So kam er auch wieder eines Tages auf den Thurm und rief höhnisch hinunter zum Grafen und seinen Reifigen:

„Ihr Feiglinge! Ihr nehmt San Miniato nicht eher, als bis die Egel von Empoli fliegen können!“

Und darauf fährt dem Grafen eine große Idee durch den Kopf.

Am andern Tage läßt er alle seine Reifige sich unter dem kleinen Kirchturm von Empoli versammeln, auf einem Rasenplätze, der die auf dem Hügel liegende Kirche umgibt. Die Glocken müssen läuten und während die Klänge schallen, bringt man einen Egel aus dem Thurmfenster der Kirche auf die schmale

Balustrade des Gemäuers. Der Graf selbst zieht den armen Kerl hervor, der sich sträubt und seine kläglichsten Mutterlaute ausstößt. Was soll mit diesem Egel geschehen, dessen Körper, dessen Hals und Beine gänzlich unter einer Draperie von Zeug verschwinden?

Nochmals beginnen die Glocken zu läuten; es wird sehr still ringsum und der Graf spricht vom Thurm herunter:

„Brave Unterthanen! Unser Feind hat gewährt, er könne die Stunde seines Untergangs auf ewig hinausrücken, indem er sagte, sie werde nicht eher schlagen, als bis die Egel von Empoli fliegen. Gut denn! Das wird heute geschehen, und heute muß also auch San Miniato fallen!“

Der Graf gab nun ein Zeichen und darauf stiegen die Soldaten den Egel bis zur Brüstung des Thurmes. Als das geängstigte Thier den Boden unter den Füßen verlor und die Menge vor Erwartung zitterte, da siehe! zwischen den zappelnden Beinen des Egels breitet sich plötzlich ein Tuch aus und bewirkt, daß das Thier langsam hernieder auf den weichen Rasen fällt. Gesund und munter sitzt Minus das fröhlichste aller Zah's aus und trabt von dannen.

Ein ungeheurer Beifallssturm hatte sich mit seinem Freudengeschrei vermischet.

„Der Egel hat geflogen!“ rief man glücklich aus.

Und der Graf benutzte diesen Moment und sprach wieder:

„Ja, der Egel hat geflogen — vorwärts, San Miniato muß fallen!“

Begeistert stürmte die Schaar des Grafen auf des Ritters Burg und nahm sie in unwiderstehlichem Anlauf; die Besatzung wird niedergemacht, der Ritter muß um Frieden bitten.

Im Triumph fehrte man nach Empoli zurück und voraus zog der bekränzte Egel, der Urheber des Sieges.

Und seit jenem Ereigniß wird bis heute noch der Jahrestag desselben im Monat Mai von den Empolinern dadurch gefeiert, daß sie in gleicher Weise einen ihrer Egel dem Thurm herniederfliegen lassen. Und auch die Empoliner Egel denken; sie darf uns fortan noch verächtlich ansehen? Eulenspiegel's Egel lernte lesen, was die Menschen freilich auch lernen; aber Empoli's Egel können auch fliegen und das werden ihnen die Menschen so bald wol nicht nachmachen.“

[1404]

Der Blumentisch im Winter.

Wenn der harte Ostwind mit erstarrendem Hauche durchscheinende Eisarabesken an unsere Fenster zeichnet, oder die feidige Flocke aus trüber Wolke auf die schlafenden Fluren niederfällt, wird das Bedürfnis nach dem lebendigen Grün der Pflanzenwelt nur um so reger und die schönen freien Formen der Palmen und Bananen unserer Glashäuser zeigen sich dem suchenden Blicke in doppelter Schönheit. Aber nicht immer ist es uns vergönnt, die Leppigkeit der Tropenwelt in Glashäusern zu studiren und um den Genuß der Pflanzenwelt nicht zu entbehren, versuchen wir, auch im Zimmer Flora's Kinder zu pflegen. Aber nur wenige der Bewohner jener warmen Himmelsstriche fühlen sich heimisch in unsern Zimmern; sie schwächen, gilben und sterben. — Unter diesen wenigen Getreuen, die die ängstliche Sorgfalt und Pflege durch kräftiges Gedeihen belohnen, ist es besonders eine Familie, die über den ganzen Erdboden verbreitet, in den verschiedensten Klimaten, auf den verschiedensten Höhen ihre Vertreter zählt. Wir meinen die Familie der Lilien im weiteren Sinne und wir rechnen dazu auch die baumartigen Dracänen, die im wärmeren Afrika, Asien und Neuholland ihre Heimat haben. Diese Dracänen sind es, die nebst Gummibäumen und einigen Palmen die Hauptzierde unserer Blumentische ausmachen, wenn die Vertreter der Familie, die eine wirkliche Zwiebel haben, wie Hyacinthe, Tulpe und Crocus, erst sparsam die Treibhäuser der Gärtner verlassen.

Wir theilen diese baumartigen Lilien, ihrer Cultur nach, in zwei Abtheilungen. Erstens in solche, die bei einer Temperatur von 8—10 Grad am besten gedeihen, wie *Dracaena congesta*, *rubra* und *indivisa*, und zweitens in solche, welche mehr Wärme verlangen, wie die mit den reizenden rothen Blättern, *Dr. terminalis*, die dunklere *Dr. ferra* und die breitblättrige *Dr. brasilensis*. Die erstgenannte ist die verbreitetste und für die Zimmercultur auch dankbarste. Ihre oft zwei- und dreifach zugleich erscheinenden Stengel tragen 1—1½ Fuß lange lineale Blätter, die in zierlichen Bögen herabhängen. Um dieselbe nun stets recht üppig zu haben, gebe man ihr eine gute verrottete Lauberde mit etwas altem Lehm und Flußsand vermischt. Diese letzteren Zusätze sind nöthig, um die Feuchtigkeit, die in vertrockneten Zimmerluft so leicht wieder verschwindet, länger im Topfe zu halten; denn es ist durchaus nicht gleichgültig, ob wir öfter und stets ein klein wenig gießen oder einmal und dann so stark, daß das Wasser durch den Topf läuft. Diese Regel über das Gießen gilt für alle Culturen in Töpfen: und ist doch gerade diejenige, die in der Zimmercultur am wenigsten beachtet wird. Stets fürchtet man sich, zu viel zu gießen und läßt dabei die Pflanzen vertrocknen. Aber auch in das andere Extrem verfällt man sehr leicht, indem man sich der Untersätze mit Wasser bedient, in welche man die Töpfe hineinstekt und glaubt, daß sich das Wasser im Topfe in die Höhe ziehen und auf diese Weise das Begießen von oben ersparen wird. Obgleich dieser Vorgang in der That stattfindet, so genügt er doch nicht in dem nöthigen Maße und hat dabei den Nachtheil, daß die unteren Wurzeln stets im Wasser sich befinden und daher leicht faulen. Daburch wird der wesentlichste Vortheil der Untersätze, durch das verdampfende Wasser eine feuchte Atmosphäre um die Pflanze zu verbreiten, wieder vernichtet. Darum ist eine Einrichtung in Blumentischen, die von Vegetation ausgegangen, sehr zu empfehlen.

Der Blumentisch besteht aus einem Zinkboden, der die Pflanzen trägt und mit einem erhabenen Rande versehen ist. Dieser flache Kasten wird mit Wasser gefüllt bis auf 1/2 — 3/4" Höhe. In das Wasser werden kleine Stücken von Dachsteinen gelegt, und auf diese dann die Töpfe gesetzt. Die Pflanzen genießen dann in dem verdampfenden Wasser eine feuchte Atmosphäre, ohne den Nachtheil einer directen Verührung ihrer Wurzeln. Weniger nothwendig ist diese Vorrichtung für die zarteren rothblättrigen Dracänen, die, wie oben erwähnt, eine wärmere Luft (12 bis 15° R.) erfordern und auch eine leichtere Erde (Haiderde) zu gutem Gedeihen verlangen.

Sie sind im südlichen China und Cochinchina einheimisch und lieben durchaus nicht zu viel Feuchtigkeit um die Wurzel. Eine Hauptaufgabe lasse man es aber sein, den Staub so viel wie möglich abzuhalten, und ihn man gezwungen, die Blätter zu reinigen, so bediene man sich dazu keiner Bürste, wie dies so häufig geschieht, sondern eines feinen Schwammes, der in Wasser getaucht wird von derselben Temperatur, wie die die Pflanzen umgebende Luft. Den Schwamm lege man darauf an den Anfang des Blattes und fahre einige Male leise darüber hinweg

nach der Spitze zu, indem man dabei wohl beachtet, die Hand stets mit dem Ballen unter die Stelle des Blattes zu legen, die man wäscht, um jedes Niederbiegen oder jeden Druck, der Blatt verletzen könnte, zu vermeiden. Nachdem die Pflanze gewaschen, spritze man dieselbe mit einem Gießkannenkopf ab, lasse sie im Schatten trocknen. Wir betonen das Wort Schatten, weil viele Pflanzenliebhaber glauben, der Pflanze etwas Gutes zu thun, wenn sie dieselbe noch naß an das Sonnenlicht bringen. Dies ist ein Irrthum und das Verfahren dem Nebei Sonnenschein zu vergleichen.

Kein Liebhaber darf eine Regel für den Zeitraum, in welchem Waschen, Gießen und das Verpflanzen wiederholt werden soll, verlangen, weil diese letzteren Manipulationen abhängrig sind: von der Trockenheit der Luft des Zimmers, von dem Gesundheitszustande der Pflanze, dem Wurzelvermögen derselben und von der Größe des Topfes; je kleiner der Topf ist und je mehr Wurzeln die Pflanze hat, desto mehr Wurzel Feuchtigkeit eine gesunde Pflanze verlangen und eine genaue Beobachtung wird bald das richtige Bedürfnis der Pflanze erkennen lassen.

Noch ein anderer Umstand bleibt zu erwähen. Das ist die Wahl der Töpfe. Wer seine Pflanzen in gutem Zustande zu erhalten wünscht, vermeide alle glasierten Töpfe, da die die Glasure der Luftzutritt zu den Wurzeln abgessnitten und die Pflanze eine ihrer nöthigsten Lebensbedingungen geraubt wird. Auch neue Töpfe wässere man vorher 24 Stunden ein, ehe man sie verwendet, denn die neuesten Erfahrungen haben gezeigt, sehr oft die in Hon gebundenen Salze schädlich auf die Wurzeln einwirken.

Von den hier erwähten Arten wird es besonders die *Dr. congesta* sein, die sich zur Vielfältigung eignen dürfte. Diese Pflanze kultivirt hat, wird wissen, daß im Wurzelgeflecht oft daumenstarke knollenähnliche Bildungen sich zeigen, ganz weiß und mit Wurzeln besetzt, nichts anders sind, als terribische Stengel. Diese Stengel geben im Laufe weniger Monate neue Pflanzen, man schneidet zu diesem Zwecke diesen terribischen Trieb in einer Länge von 1—2" ab, bestreut die Schnittfläche mit feinem Holzkohlenstaube (um das Faulen zu verhindern) und pflanzt das abgeschnittene Stück mit der Schnittfläche nach unten in einen kleinen Topf, wobei man darauf achtet, die Wurzel nicht zerbrochen werde. Ist die Pflanze angegoß, so stelle man sie schattig und bedeckt zu größerer Vorsicht ein Glas darüber, bis man die ersten jungen Blättchen sieht. Sobald entferne man das Glas und gebe der Pflanze Luft und Licht, den übrigen. — Nach Jahresfrist sehen wir ein 1 Fuß hohe Stämmchen.

Die weitere Ausschmückung des Blumentisches mit Schlingpflanzen und blühenden Gewächsen, wie die Jahreszeit sie bietet, wird uns ein andermal beschäftigen.

Paul Sorauer.

Die Zeichensprache.

Daß die Taubstummen eine vollständig ausgebildete Zeichensprache haben, ist allbekannt, aber auch unter den Sprachbegabten existiren (freilich nicht viel) Sprachzeichen, welche fast überall in demselben Sinne gebraucht und verstanden werden. Z. B. das Schnippchen schlagen mit den Fingern. Wie wir es gewöhnlich thun und sehen, entspricht es nicht ganz seinem Sinne, macht wir die Geste aber langsam, als wenn wir irgend einen winzigen Gegenstand zwischen Daumen und Zeigefinger rollten, so ist ihrem ursprünglichen Sinne durchaus entsprechend und dreht sehr gut etwas Winziges, Unbedeutendes, Verächtliches an. Von dieser Geste übrigens finden wir im Strabo eine merkwürdige Notiz. Aristobulus erzählt, schreibt derselbe, daß zu Babylon dem Carbanapalus ein Monument errichtet sei und ein steinerne Bildsäule von ihm stünde, welche mit den Fingern ein Schnippchen schlägt. Darunter befände sich in Assyrischen Letern folgende Inschrift: „Carbanapalus, der Sohn des Anacardarates, erbaute an Einem Tage Anchiale und Tarzus. Er trinkt, spielt. Der Rest ist nicht 'so viel' werth!“ — Dagegen ist der Händedruck als Zeichen des Wohlwollens durchaus nicht allgemein gebräuchlich. Die Jizians z. B. beriechen und beschmeißen einander „zum Grusse“. Die Indianer Nordamerikas reiben sich gegenseitig Brust und Arme. In Polynesien streicht man sein Gesicht mit des Andern Fuß. In Neuseeland und Lapland reibt man sich die Nasen. Die Andaman-Insulaner gucken, indem sie dem Andern in die Hand blasen.

[1409]

Modebericht.

Wenn die Gräben, Wiesen, Zeiche mit Eis bedeckt sind, die Sonne lüftend den Reibamanten der Räume kühlt, entfalt sich ein künftiges Lebensbild in den schimmernden Flächen. — Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren — die dem Nordländer nur zugänglichen und verständlichen Freuden führen die in der Welt hinaus auf die Eisbahnen, die neuen Schlittschuhe und die Gelenkrollen der Glieder zu prüfen. Größte Weltfischerlein, Sammelpalats, straffe glänzende Hüften, Füßen mit Federn und Waldgänseder geschmückt, kurz, alles Toilettenberücklichten, denen ihre Eigenschaft als Weibchatsangehörige durch an der Stun geschrieben steht, thun hier ihren ersten Schritt ins Leben. Aber kunt und lustig ist dieses Leben! Nicht nur bei hellblauem Tageshimmel und Sonnenschein; auch des Abends, wenn Lampen die Eisbahnen erleuchten, Freude am Dasein! Freude an der Bewegung! — Das ist es, was aus den fröhlichen Gestalten, die über das erstarrte Element dahin gleiten, vorleuchtet. — Hier und da nur gibt die Niederlage eines Novizen in der Kunst des Schlittschuhlaufs Zeugniß, daß der Mensch kein geborener Schlittläufer ist, sondern auch hierin eine Lehzeit zu bestehen habe, während welcher die Glieder und die Stiefel selten ohne Beulen und Wunden davontommen.

Bei den Giepartien ist eine tadellose Chausüre Hauptforderndis. Stiefeln von Leder oder Sammet, mit Wader oder Chinchilla befest, je nach der Belzbezug der Hode und des Valetots, dazu Strümpfe von Kaschmir, schwarz und weiß, violett und grau, violett und weiß, auch einfarbig grau, violett und roth — geben eine modische, elegante Straßen-Chausüre. — Weißbaumwollene Strümpfe werden nur im Hause getragen. Zur Visiten-toilette schreibt die Pariser Modengefesse farbige Seidenstrümpfe, zu seidenen Ballschuhen werden mit bunten Blumen gestickte Seidenstrümpfe vor.

Aufgenommene Hosen über reichgeorneten Unterdröcken werden wir im Winter hinreich noch vielfach zu sehen Gelegenheit haben. Beliebte Garnungen für Ober- und Unterleider sind und bleiben Doppel-Palmen von schwarzem Sammet, mit weißer Seide in Kettenlicht aufgenäht; schwarze Sammetjacken durch große Schmelzspeken oder Knöpfe niedergebunden; Horte in Damastbrettmuster, gestickten aus Sammetband in zwei verschiedenen Farben, z. B. schwarz und violett, grau und blau, schwarz und roth.

Opelme, sowohl einfarbig als in sanften Farbenmischungen, noch mit aber Linien, ist bevorzugt als Stoff zu Winterkleidern. Die Fabricanten haben für diese Saison das mit Recht geschätzte, eben so dauerhafte als elegante Gewebe etwas leichter heraufstellen gesudt und dadurch die sonst daran mäßig Startheit und Unzufamkeit beseitigt. Die Linien sind sowohl einfarbig als in allen hellen Nuancen, als auch mit breiten schwarzen Streifen auf grauem Grunde den Freundinnen gebiegender Haus-toilette zu empfehlen. Die den Feys verwandten sogenannten Knickerbockstoffe vertreten an Dichtigkeit, Haltbarkeit und Einfachheit ungefähr dieselbe Geschmacksrichtung; sie werden mit feiner Schur befestigt und mit Knöpfen an Taille und Wärmeln in einfacher Weise garnirt.

Antliegende Schoofstailen, vorn über einem weißen Chemiset sich öffnend sind an Hohen dieser Art sehr gebräuchlich.

Jäckchen ohne Aermel dürfen als neue gräßliche Variation der Jäckchen betrachtet und zu elegantem Hausanzuge jungen Damen warm empfohlen werden. Namentlich nimmt das kleine spanische Jäckchen ohne Aermel sich u

aus sowohl über einer weißen Blouse, als über einer absteigend farbigen...

Gold und Silber, welche schon an der Straßentafel eine bedeutende...

Man sollte kaum glauben, daß ein so kleines Gewand, wie der heutige...

Schließen wir unsere Betrachtungen harmlos durch einen Rückblick auf die...

Ueber Braten und braten.

Wenn ein berühmter französischer Feinschmecker die Be- hauptung aufstellt: Kochen kann man lernen, zum Braten-...

saftig bleiben, aber vollständig durchgebraten sein, so daß er beim Schneiden in der Mitte eine röthliche Farbe hat, aber...

- Ein Rinderbraten 1 1/2 (2 1/2 - 3) Stunden. (Rostbeef) Ein Rinderfilet 1 (1 1/2 - 2) St. Kalbskeule von 10 - 12 Pf. 1 1/2 (2 - 2 1/2) St. größer 2 (3 - 3 1/2) St. Kalbsrücken 1 1/2 (2) St. Kalbs-...

Rösselsprung - Aufgabe.

Table with 10 columns and 10 rows of words for a word game. Columns: Schön, lich, glüht, die, blüht, Seh, wei, her. Rows: Es ihm heit glänzt ig mir dem Ort, Jan her freunb Der hel und ich er ein len von nes, Und leuch ber Wie zu ruh zu dunk um sei len kann,...

Räthsel.

Du siehst mich tragen aller Orten Des Jahres reiche Ehrenspalten. Wie leicht dein Fuß darüber eilt, Wie gern dein Blick darauf verweilt! Es jauchzt auf meinem Schooß das Leben, Und deckt ichs, ist ihm Ruh' gegeben.

Doch will, als Gegenstand, ich lehen, So muß, als Zustand, ich einsetzen: Der Höhepunkt von Schmerz und Wuth, Entsteig' ich dem erhitzten Blut. Am meisten müssen mich entfallen Des Wahnsinns schwarze Truggestalten.

Mode - Uebergriffe, von Wilhelm Scholz.



„Hui, Hugo! wie abgeschmackt!“ „Aber Schachsen, Du trägst seit Wochen meinen Paletot — warum soll ich nicht einmal Dein Haarnez benutzen?“

Gedanken einer Frau.

Zusammengestellt von F. v. H.

Wir glauben unseren denkenden Leserinnen eine nachhaltige Freude zu machen, indem wir ihnen eine Blumenlese aus den Schriften einer Frau geben, die noch...

Im Moment des Erwachens ist die Liebe so klar und hoch, daß sie gleichsam Gottesfrieden in der Seele findet, allen wilden Leidenschaften Schweigen...

Das Herz gleicht jenen nervenzarten Organisationen, die es empfinden, wenn sie über Metalladern fortgehen: es fühlt die Liebe aus dem fremden Herzen heraus, wenn sie auch noch so tief verdeckt und vergraben wird.

Nur bei Anschauung der Kunstwerke entleitet die Zeit so schnell als bei der Geliebten; auch darin befindet sich die tiefe Verwandtschaft zwischen der Kunst und der Liebe! sie sind die ewigen Diestunen mit der göttlichen Flamme über dem Haupt, die Erzeugten der höchsten irdischen und überirdischen Kräfte, treu miteinander theilend die Lust des Olymps und den Graus der Unterwelt.

Der reflectirenden Natur ist der Kampf des Lebens leicht zu schwer — und der leidenschaftlichen die Ruhe des Lebens. Lebendigkeit des Geistes, Adel der Seele und Glut des Herzens, das sind drei Flammen, die sich nicht erlösen lassen. Oft scheinen sie todt, allein dann brennen sie nach innen hinein; sie brennen wie Naphta, wie griechisches Feuer unter dem Wasser, unter dem Druck des äußeren Lebens, unter der Gemeinheit der Umgebung und unter dem Druck der Erwidierung fort. Sie darben oft in der erstickenden Atmosphäre der Welt, sie glühen wie Kohlen ohne Nahrung, graue Asche der Gleichgültigkeit bedeckt sie. Doch ein Luftzug, ein Strohhalm zur Nahrung — so lodern sie auf, die alten, ewigen, heiligen Flammen!

Das junge Mädchen ist ein frisch vom Himmel gefallener Engel, die junge Dame ist bereits auf der Erde etwas in die Schule gegangen, hat gelernt ihre schneeweißen Schwingen im Salon zusammenzufalten, damit sie Niemand geniren.

Die Menschen sind uns immer die liebsten, denen wir Gutes gethan haben und selten können wir diejenigen leiden, gegen die wir ein Unrecht begangen haben. Es hängt dies mit unserem innersten Bedürfnis zusammen, nämlich dem Trieb der Selbstachtung.

Wir bringen immer mit der schön ausgearbeiteten Form ein edles Wesen in Verbindung. Lebte der Apollo von Belvedere oder die Psyche aus dem Neapolitanischen Museum, so würden wir in diesen Gestalten die höchsten, reinsten Seelen suchen. Bei einer Vitellius-Gestalt erschrecken wir vor der gemeinen Seele, die sich's darin bequem gemacht hat. Darum gibt es unglücklich wenig schöne Menschen: die innere Sonne ist in den Stürmen unserer Leidenschaft untergegangen, und verwirrt und umdüstert, zergraben und zerstört wie unsere Seele ist unser Antlitz, oder auch flach, abgemattet und charakterlos wie sie.

Wirthschafts - Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Erasmittel des Benzins. Das Brönnersche Fleckwasser, dieses geschätzte Mittel zum Ausbringen von Flecken aus Zeugen, zum Reinigen der Handschuhe u. s. w., hat die Unannehmlichkeit eines etwas nachhaltigen unangenehmen Geruches. Es ist jetzt ein Erasmittel gefunden, das nicht allein nicht unangenehm riecht, sondern den Wohlgeruch der Citronen besitzt. In Californien nämlich hat man Bäume von einer neuen Species der Kiefer entdeckt, welche anstatt des gewöhnlichen Terpentins durch Destillation des gewonnenen Saftes eine Flüssigkeit ergeben, welche wie Citronen riecht und frei von aller theerigen Substanz ist. Sie löst a l: vegetabilischen und animalischen Oele und Fette, hinterläßt beim Verdunsten auf weißem Papier keine Flecken, noch wirkt sie auf die Farben und ist daher ein ausgezeichnetes Erasmittel für Benzine, ohne daß sie mit dem unangenehmen Geruche desselben behaftet ist, auch ist sie viel billiger. Dieser neue Stoff ist „Erasin“ genannt worden, d. h. Vertilgungsmittel, weil er sehr gut zum Reinigen schmutziger Stoffe dienen kann. Derselbe ist bereits Handelsartikel.

Blutlaugensalz als Vertilgungsmittel für Eisenflecke in der Wäsche. Man lasse sich in der Apotheke eine Lösung aus 1 Theil Blutlaugensalz, 500 Theilen Wasser und 1 Theil concentrirter Schwefelsäure anfertigen, welche die rothfleckigen Stellen einige Stunden in dieser Lösung ein, wasche alsdann die Leinwand einige Stunden mit warmem Wasser gehörig aus und entferne endlich die nunmehr blau erscheinenden Eisenflecke durch Pottaschenslösung. Natürlich muß die Leinwand noch einmal in reinem Wasser gespült werden.

Billiges Copirpapier. Weißes Schreib- oder Zeichenpapier, mit Petroleum getränkt, gibt sehr durchscheinendes Copirpapier. Nach genommener Copie wird durch Erwärmen das Petroleum entfernt.

Conservirung der Eier. Man legt die Eier in eine nicht zu concentrirte Wasserglaslösung, die auf ungefähr 30 Grad R. erwärmt ist, und taucht sie einige Male unter, da sie auf der Flüssigkeit schwimmen; nach 10 Minuten sind sie fertig präparirt und werden auf einem hölzernen Kofte getrocknet. So behandelte Eier sollen Jahre lang gut bleiben.

Das Schlachten der Hühner, wie es bisher geschieht, durch Abschneiden der Gurgel oder durch Ambrechen des Halses, ist eine sehr grausante Operation, wodurch zugleich das Fleisch im ersten Falle vollständig blutleer und dadurch weniger nahrhaft wird. Baumeyer in Dresden empfiehlt, die Hühner durch Einstößen eines scharfen Instruments (Nacktmehel) zwischen Hinterkopf und erstem Halswirbel zu tödten, wobei der Zusammenhang zwischen Rückenmark und Hirn getrennt wird, der Tod mit blitzartiger Schnelligkeit erfolgt und alles Blut im Körper des Thieres verbleibt.

Stahl zu Crinolin. Nach einer Berechnung verbraucht die französische Damenwelt jährlich wenigstens 24 Millionen Pfund Stahl zu Crinolin, und ein einziges Pariser Handelshaus verkauft bis jetzt jährlich 1,200,000 Pfd. dieser Stahlreifen.

Ueber das Tödten der Fische stellt das Feuille du Cultivateur die Behauptung auf, daß die Fluß- und Seefische in Holland schmackhafter als anderswo seien, lediglich weil man dort die Fische unmittelbar, nachdem sie aus dem Wasser gezogen worden sind, also sofort tödtet, während man sie bei uns oft Tage lang, sozusagen, im Todeskampfe erhält und erst unmittelbar vor der Zubereitung tödtet. Dieses Tödten selber geschieht übrigens gemeinlich auf eine außerordentlich rothe Weise; man schlägt nämlich die Fische so lange mit dem Kopfe gegen einen harten Gegenstand, bis sie das Leben verloren haben, während es doch viel zweckmäßiger wäre, ihnen dasselbe durch Trennung des Gehirns vom Rückenmark, also durch einen hinter dem Kopfe beizubringenden Schnitt mit einem Male zu nehmen. Ein Grund für die grausame Gewohnheit, die Fische nicht sofort zu tödten, wenn sie aus dem Wasser kommen, liegt in dem Glauben zu suchen sein, daß das Fleisch der getödteten Fische zu schnell in Verwesung übergehe, daß man also die Fische erst kurz vor der Zubereitung tödten dürfe. Diese Ansicht ist aber ganz unrichtig, denn das Fleisch eines getödteten Fisches erhält sich, an einem kühlen Orte aufbewahrt, mindestens 48 Stunden frisch, während es eine noch nicht gehörig gewürdigte Thatsache ist, daß das Fleisch aller Thiere, welche in aufgeregtem Zustande getödtet worden sind, wie z. B. das der Rehe oder gerade der nach der üblichen Weise getödteten Fische, auffallend schnell der Verwesung anheim fällt.

Beschreibung des Modenbildes.

Rebus, von Wilhelm Scholz.

Correspondenz.

Fig. 1. Kleid von hellgrauer Seidenpopeline. Seiden-

Fig. 2. Keilrobe von pensée poulte de soie mit

[1403]

v. M.



Kritische Correspondenz.

Hr. S. B. in B. Ihr Gedicht: „Es klopf“, ist allerliebste

Hrn. J. M. in Ungarn. Ihre Freunde an der Kunst wird reiner und unge-

Auflösung des Rebus Seite 424.

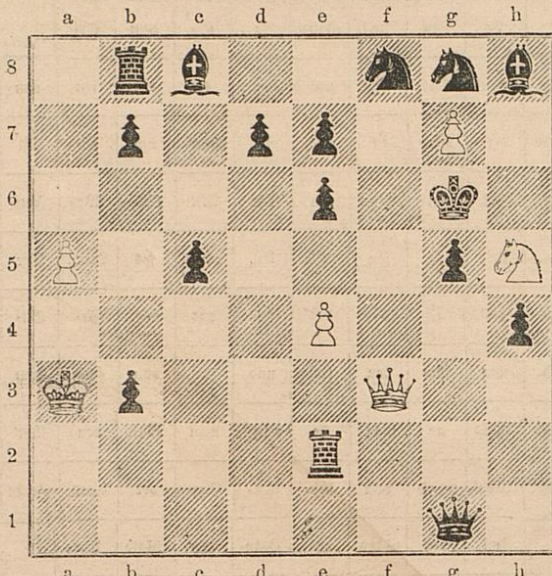
„Zur Weihnacht müssen die Vektren bescheeren, was

Auflösung der zweifelhafte Charade Seite 424.

„Weihnacht.“

Schach. Aufgabe Nr. 1.

Von Paul Morphy.



Weiß zieht und setzt in acht Zügen matt.

Hr. v. N. auf S. und J. K. Mit Vergnügen geben wir Ihnen über

Hr. A. E. in B. und vielen anderen Abonnentinnen. Sie

Hr. A. H. in T. Weibchen die Weibchen, um ihnen neuen Glanz zu geben

Hr. J. v. L. in N. 1 Metre hat 100 Centimetres. Zum bequemeren Maß

Hr. F. W. in B. Versuchen Sie folgendes Rezept

Hr. F. W. in B. Versuchen Sie folgendes Rezept

